

II. Ringwallforschung und Verwandtes.

(Dritter Bericht.)

Von

Eduard Anthes.

Allgemeines.

Seit dem Erscheinen des letzten Berichts vor über drei Jahren hat die Ringwallforschung erfreulichen Aufschwung genommen. Die drei Inventarisationenwerke, die während dieser Zeit herausgegeben worden sind, das von Weber über Oberbayern, das von Wagner über das badische Oberland und das von Götze, Höfer und Zschesche über Thüringen, haben naturgemäss unsere Kenntnis von dem tatsächlichen Denkmälerbestand auch auf dem Gebiet der Ringwälle und verwandter Erscheinungen für bestimmte Länder ausserordentlich gefördert. Freilich liegt in diesen meist nur zahlenmässigen Mitteilungen auch ein dringlicher Hinweis auf grosse, kostspielige und zeitraubende Arbeit. Denn mit der blossen Zusammenstellung des Vorhandenen ist erst ein kleiner Teil der Arbeit getan; überall sollten auch Grabungen vorgenommen werden, um die zahlreichen technischen, vor allem aber auch chronologischen Fragen zu lösen, die sich an die Ringwälle und die mit ihnen verbundenen Erscheinungen knüpfen. Die nachstehenden Zusammenstellungen und Ausführungen werden erfreulicherweise erkennen lassen, dass in den vergangenen drei Jahren fleissiger gearbeitet worden ist, als früher, und dass demgemäss auch die Ergebnisse beachtenswerter sind, so dass für eine Reihe von Fragen Klarheit gewonnen wurde, die früher im Dunkeln lagen; natürlich ist dafür aber auch wieder manches Rätsel aufgetaucht, an dem sich alle abmühen müssen, die an diesen oft recht schwierigen und entsagungsvollen Arbeiten beteiligt sind.

Über die Aufmessung und kartographische Darstellung vorgeschichtlicher Befestigungswerke äussert sich ausführlich im Korrbibl. der Ges. f. Anthrop. 1909 S. 1 ff. der kgl. Landmesser Hellmich in Glogau. Es ist bereits im Bericht 1905 S. 29 auf die Frage hingewiesen worden, besonders auf ihre Behandlung durch Thomas, deren Einzelheiten Hellmich nicht vollständig bekannt zu sein scheinen; denn mancherlei, was er verlangt, ist von Thomas bereits ausgesprochen und durchgeführt (vgl. besonders die Aufnahme der Goldgrube, Nass. Ann. XXXVI S. 212 ff.). Bei allen Wiedergaben von Aufnahmen muss leider auf den Kostenpunkt Rücksicht genommen werden. Die vorgeschlagene Unterscheidung der Höhen durch Abtönung in Braun ist

gewiss schön und wäre an sich erstrebenswert, ist aber für die Veröffentlichungen zu kostspielig. Ob sie praktischer ist als Schraffierung, muss sich zeigen, wenn Hellmich einmal ein in dieser Art ausgeführtes Blatt vorlegt. M. E. ist auch, abgesehen vom Kostenpunkt, die einfachste Art der Wiedergabe die beste; der Massstab darf nicht zu gross genommen werden, weil sich sonst die Kosten für die ohnehin grosse Mittel in Anspruch nehmende Ringwallforschung nicht aufbringen lassen. Die schönsten Pläne nützen aber nichts, wenn sie nicht veröffentlicht werden, sondern in den Mappen der Vereinsbibliotheken verschwinden.

Wie Thomas (Bericht 1906/7 S. 33) hat auch Götze schon 1902 (Neue Beitr. z. Gesch. deutschen Altertums, 1902, Lief. 16) Schätzungen über die Arbeitsleistungen an vorgeschichtlichen Ringwällen vorgenommen und sie zu weitgehenden Schlüssen verwendet.

Eine schwierige Frage ist die Erhaltung freigelegter Bodenaltertümer. Bieten schon richtige Mauern fast ohne Ausnahmen recht bald nach der Ausgrabung einen traurigen Anblick, wenn sie nicht alsbald sorgfältig konserviert und vor allem vor eindringendem Wasser geschützt worden sind, so erhöhen sich naturgemäss die Schwierigkeiten, wo es sich um Trockenmauerwerk handelt, wie bei den Ringwällen. Über die Zweckmässigkeit solcher Erhaltungsarbeiten ist man sich wohl einig, aber über die Mittel gehen die Ansichten sehr weit auseinander. An der Steinsburg hat nun Götze einen interessanten Versuch der Konservierung von Mauerfassaden mit Zement gemacht und darüber auf der Anthropologerversammlung in Strassburg berichtet (Korrbl. der Ges. f. Anthrop. 1908, S. 159 ff.). Die Fugen der Fassaden wurden mit Steinen und Moos verstopft und dann ein flüssiges Zementgemenge eingeführt, durch das die locker gefügten Trockenmauern zwar dieses ihres ursprünglichen Charakters entkleidet, aber dafür in eine fest zusammenhängende haltbare Masse umgewandelt wurden. Zur Verwendung kam ein Guss von einem Teil Portlandzement und vier Teilen Sand. Zur Sicherung einer Fassade von 21,5 m Länge und 90 cm Höhe wurde einschliesslich Arbeitslohn und Material die Summe von 92 M. verbraucht.

Über den Zweck der Ringwälle schreibt Hertlein (Korrbl. des Ges. Vereins 1907, Sp. 309 ff.), indem er nach den Berichten der antiken Schriftsteller erweist, dass es sowohl reine Zufluchtsburgen, als auch ständig bewohnte oppida gegeben habe, ein Verhältnis, das sich zu allen Zeiten und in allen Gegenden wiederholt haben dürfte. Mit Recht warnt er davor, von vornherein die eine oder die andre Erklärung einer Anlage als sicher hinzustellen.

In der folgenden Zusammenstellung sind die Ringwälle der Übersichtlichkeit halber in geographischer Reihenfolge aufgeführt.

Neue Untersuchungen.

Bayern. Es ist sehr zu begrüessen, dass neuerdings in einem an vorgeschichtlichen Befestigungen so reichen Land wie Bayern die Ringwallforschung

mit besonderer Aufmerksamkeit betrieben wird. Das neu organisierte Generalkonservatorium der Kunstdenkmale und Altertümer des Landes plant nach seinem Rundschreiben vom 16. Juni 1909 „einen Atlas der vorgeschichtlichen Befestigungen in Bayern in einzelnen Lieferungen zu veröffentlichen. In diesem Werk sollen nach und nach, je nach dem Stand der Untersuchung der einzelnen Objekte, mittels Grabungen die wichtigsten vorgeschichtlichen Befestigungen des Landes in genauen Aufnahmen und mit wissenschaftlicher Würdigung gesammelt werden“.

Eine besondere Beachtung verdienen in Bayern vor allem die zahlreichen Ringwälle im fränkischen Gebiet, die meist eine merkwürdige Kontinuität in ihren Fundreihen erkennen lassen (54. Jahresbericht des Hist. Vereins für Mittelfranken, S. 114 ff.), so die Hubirg bei Hersbruck, die Ehrenbürg bei Forchheim, der Staffelberg bei Staffelstein, die Gelbe Bürg bei Dittenheim, der Hesselberg bei Wassertrüdingen (s. unten), die Engelsburg bei Rothenburg o. T.

Schon 1908 wurde durch Hock (Würzburg) und Preger (München) der mächtige Abschnittswall der Engelsburg bei Rothenburg untersucht. Nach freundlicher Mitteilung von Hock ergaben die Querschnitte ähnliche Resultate, wie die Grabungen auf dem Hesselberg, dem Buigen und Ipf (s. unten). Der sowohl innen wie aussen im Wall gefundene Kalkguss ist sicherlich durch die Verbrennung einer holzversteiften, aus Kalksteinen errichteten Trockenmauer entstanden. Die letztere konnte an der Innenseite des Walls sogar auf eine kurze Strecke noch in ihrer ursprünglichen Schichtung etwa 80 cm hoch freigelegt werden. Die meist im Wall gefundenen Scherben gehören in ihrer Hauptmasse der Hallstattzeit an, und zwar wie es scheint, der ersten Hälfte.

Über die Grabungen auf dem Hesselberg bei Wassertrüdingen berichten eingehend Hertlein und Reinecke im 55. Jahresbericht des Hist. Vereins für Mittelfranken, S. 79—104. Über das verwickelte Ringwallsystem, von dem eine genaue Aufnahme noch aussteht, vgl. auch Hezel, Blätter des Schwäb. Albvereins VIII, S. 102 mit Karte von Popp, sowie Gruber, Der Hesselberg am Frankenjura, in den Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde IX, 1896, Heft 6. Verschiedene Anschnitte des Walls ergaben den bereits erwähnten „Kalkguss“ mit verkohlten Balkeneinlagen; ein regelrechter Trockenmauerkern konnte bis jetzt nicht beobachtet werden. Was das Fundmaterial betrifft, so ist vor allem bemerkenswert „die Feststellung einer ungemein starken Verdichtung der Siedlungsniederschläge aus der früheren Hallstattzeit“. Interessant ist eine Besprechung der mitgefundenen Tierknochenreste durch Duerst. Die Grabungen sollen demnächst fortgesetzt werden.

In die gleiche Gruppe der bayrisch-fränkischen Ringwälle gehört auch nach Anlage und Kulturresten die Gelbe Bürg bei Dittenheim unweit Gunzenhausen. Die von Eidam am oberen Wall der Gelben Bürg begonnenen Grabungen ergaben sehr gut erkennliche verkohlte Holzeinlagen innerhalb des bekannten Kalkgusses. Die Funde lassen wiederum einen besonders reichlichen Niederschlag der älteren Hallstattstufen erkennen. Die Untersuchung der Gelben

Bürg soll im kommenden Frühjahr fortgesetzt werden, ebenso die des grossen Ringwallsystems auf der Ehrenbürg (Walberla) bei Forchheim.

Im Gebiet der bayrischen Rhön verdient der noch wenig bekannte Ringwall der Mettermich auf einem Basaltkegel südöstlich von Brückenau Beachtung. Die Grabungen Hocks an dem von Thomas aufgenommenen Ringwall ergaben, dass die Befestigungen der Spät-Latènezeit angehören. Die Funde stimmen genau überein mit denen von der Milseburg und von der Altenburg bei Niedenstein (s. Bericht 1905 S. 46 f.). Auch die Konstruktion der Wallringe hat mit der der Milseburg die grösste Ähnlichkeit. Interessant ist die sorgfältige und geschickte Anlage des Zugangs im Osten. Vorzüglich erhaltene Ackerterrassen und Podien ergänzen das Gesamtbild der Anlage. Auch in der Mettermich haben wir, wie in der Milseburg und der Altenburg, eine germanische, wahrscheinlich chattische Volksburg zu erkennen. Im Anschluss an die Mettermich soll auch der leider stark zerstörte offenbar der gleichen Periode angehörige Ringwall auf dem Kreuzberg in der bayrischen Rhön unweit Bischofshofen untersucht werden.

Wesentlich jünger ist die von Hock untersuchte sogenannte Eiringsburg nahe bei Kissingen, eine kleine ungefähr rechteckige Wallanlage von etwa 120:50 m, auf einer das Saaletal beherrschenden Kuppe nur 50 m über dem Fluss gelegen. In dem Wall steckt eine mächtige Trockenmauer, an den meisten Stellen über 1 m hoch erhalten und durchschnittlich 2,50 m stark. Spuren von Holzeinlagen wurden nicht beobachtet. Das Tor im Osten ist durch Zurückbiegen der Wallenden gebildet und später durch eine zwischengesetzte Mauer verrammelt worden. Die Technik der Trockenmanern erinnert vielfach an die Steinbauten der Heidenlöcher bei Deidesheim (s. unten). Die geringen Funde verweisen die Eiringsburg wohl in karolingische Zeit. Die Untersuchung wird fortgesetzt.

Eindringliche Forschungen verdanken wir Fr. Weber für Südbayern. Für Oberbayern hat er in dem ersten, 1909 erschienenen Band des Inventarisationswerkes (Die vorgesch. Denkmale des Kgr. Bayern, München, Selbstverlag des Generalkonservatoriums), den ganzen Bestand festgestellt. Unter dem Titel: Neue Beiträge zur Vorgeschichte Oberbayerns (Forschungen zur Vorgesch. Bayerns 16, 1908) sind dann die Folgerungen daraus gezogen. In dem lehrreichen Aufsatz behandelt Weber zunächst die Grundsätze für die Inventarisierung der archäologischen Denkmäler Bayerns, wie sie dem neuen Werk zugrunde gelegt worden sind. Sind erst einmal alle Funde und Bodenaltertümer eines bestimmten Gebiets ermittelt, wie es durch Weber in dem ersten Band des grossen Werks geschehen ist, so ergibt sich von selbst eine Reihe von belehrenden Überblicken, auch über die Ringwallforschung des betreffenden Gebiets. So können wir aus der Besiedlungskarte in grossen Zügen die Geschichte der Wandlungen ablesen, die der Boden durchgemacht hat.

Im einzelnen ist es von besonderer Wichtigkeit, dass der reiche Fund, der schon früher in Wohngruben innerhalb des grossen Ringwalls von Manching gemacht worden ist, durch die Inventarisierung festgelegt werden konnte. Es

zeigt sich daraus, dass diese letzte Latèneperiode, unmittelbar vor der römischen Eroberung des Landes, eine hoch entwickelte Kultur besass, wie es auch aus den Funden der Karlsteiner Dorfanlage (Oberbayern) hervorgeht. Weber weist mit Recht darauf hin, dass die ersten Einbrüche der Römer auf den vorhandenen alten Strassen der Latènezeit erfolgt sind; wo sich nun an diesen Strassen Befestigungen finden — und sie sind zahlreich —, die sich weder römischer noch späterer Zeit eingliedern lassen, da dürfen sie für die Topographie der Latènezeit verwendet werden. An einer Reihe von Beispielen wird dies ausgeführt. Vor allem an wichtigen Flussübergängen liegen solche Werke, an der alten Strasse oder unweit davon; für die von Manching und Fendbach wurde die Benutzung in der Latènezeit durch sichere Funde erwiesen. Der Isarübergang war durch nicht weniger als 13 starke Wallburgen gedeckt; am Übergang über die Würm lag eine, an der Amper vier, vor Manching eine. Auf sechs weitere, erst durch die Inventarisierung festgestellte Lager bei Erding weist Weber hin; wieder zwei andere liegen von da nach der Isar zu. Untersucht ist von allen diesen zweifellos für die vorgeschichtlich-römische Topographie der Gegend sehr bedeutungsvollen Anlagen bisher nur eine, die in der Nähe von Wasserburg. Die dürftigen Funde gehören vielleicht der römischen Frühzeit an, sind aber nicht bezeichnend genug, um eine zuverlässige Datierung zu ermöglichen.

Auch die Zeit der Abschnittswälle, die in Gestalt einfacher Wälle oder von solchen mit vorliegendem Graben einen Bergvorsprung nach hinten abschliessen, ist nicht sicher. Sie sind ziemlich zahlreich; eine ganze Reihe grösserer und kleinerer kann aufgezählt werden. Auch auf eine Anzahl neu festgestellter Lager von viereckigem Grundriss mit vorliegenden Gräben, die zu den „Römerlagern“ gezählt werden, sei hingewiesen. Natürlich ist auch hier bei vielen Anlagen mittelalterlicher Ursprung nicht ausgeschlossen. Übersichtlich zusammengestellt hat dann Weber (Erdwerke zu Befestigungs- und Schutzzwecken in Oberbayern aus mittelalt., röm. und vorröm. Zeit, in der Altbayr. Monatschr. 1910, Heft 6/7) das gesamte, überaus vielgestaltige Material des Gebiets. Beigegeben sind allgemeinere Bemerkungen über alle diese Erdwerke, die auch für andere Gegenden Beachtung verdienen.

Württemberg. Unter allen deutschen Staaten steht zur Zeit Württemberg an erster Stelle in der Ringwallforschung, dank der erfolgreichen Tätigkeit von Gössler, Hertlein und Schliz. Im Laufe der letzten Jahre ist eine ganze Anzahl von Ringwällen mit dem Spaten untersucht und dabei eine Fülle von wichtigen Ergebnissen nicht nur für das engere Gebiet gewonnen worden. In einem zusammenhängenden Aufsatz über Neues von der Ringwallforschung in Württemberg (Vortrag auf der Frankfurter Anthropologenversammlung 1908, Korr.-Bl. f. Anthrop. 1908, Nr. 9/12) erörtert Gössler den Stand der Fragen und hebt besonders auch die Kulturzusammenhänge hervor. Auch tritt er dafür ein, dass man sich von der Anschauung frei machen müsse, die Ringwälle seien nur vorübergehend benutzte Zufluchtsburgen für die Umwohner gewesen. Wichtig ist der bei fast allen Untersuchungen gelungene Nachweis, dass die

Anlagen schon lange vor der Latènezeit bestanden haben, wie es ja auch für eine Reihe von Ringwällen in Bayern (s. o.) erwiesen und auch von Schumacher AhV. V, Heft 5 S. 142 für die Taunusringwälle vorausgesetzt worden ist.

Dass in Württemberg auch Anlagen nicht fehlen, die bis in die Michelsberger Periode der jüngeren Steinzeit zurückgehen, hat Schliz (Röm. germ. Korr.-Bl. II, S. 17 ff., Neolith. Landsiedlungen der Pfahlbauzeit) erwiesen. Zwei sind schon jetzt sicher, der Hezzenberg bei Obereisheim und der Wartberg bei Heilbronn; bei andern ist dieser frühe Ursprung wenigstens mit guten Gründen vermutet. Von grösseren Untersuchungen sind folgende hervorzuheben.

Der Heidengraben oberhalb Urach (s. Bericht 1907) war eine stark befestigte Niederlassung der Spät-Latènezeit. Doch verlangt Gössler die Möglichkeit zugegeben zu sehen, dass der bekannte, auch dort erwiesene *murus gallicus* nicht erst von den Galliern erfunden, sondern weit früher im Gebrauch gewesen sein könne, was Hertlein dann auch am Ipf (s. u.) nachweisen konnte. Gössler greift die alte, von Hertlein abgelehnte Ansicht wieder auf, dass die Hügelgräber beim Burrenhof (Hallstatt III und IV) im Bereich des Heidengrabens mit dessen Befestigung in Verbindung gestanden haben könnten. Darnach hält es Gössler nicht für ausgeschlossen, dass ein Teil des Heidengrabens (beim Burrenhof) schon während der späteren Hallstattstufen entstand, während Hertlein auf Grund der seitherigen Annahme, der *murus gallicus* sei keltische Eigenheit und der Heidengraben könne deshalb und wegen der Gleichartigkeit der Ausführung in seiner Gesamtheit nur der Latènezeit angehören, folgerichtig von einer Beziehung jener Hallstattgräber zu der Befestigung nichts wissen will. Dagegen ist auch nichts zu sagen, so lange nicht im und am Wall selbst deutliche Funde gemacht werden, die beweisen, dass der Wall auch in die Hallstattzeit zurückgehen kann. Möglich ist beides, nur fehlen noch die bestimmten Nachweise.

Nachträgliches zum Heidengraben bringt auch Hertlein (Von der gallischen Stadt auf Markung Grabenstetten, Bl. d. Schwäb. Albvereins 1909, S. 223 ff.). Die Begräbnisstätte ist noch nicht gefunden, dagegen wurden im Frühjahr 1908 Bronzefunde gemacht, die etwa dem 1. Jahrh. v. Chr. angehören und in den Manchinger Funden Gegenstücke haben. Ebenso kam bald darauf das Bruchstück eines eisernen Latèneschwerts zum Vorschein, und zwar im Wall selbst, d. h. in der zusammengestürzten Masse des *murus gallicus*, worin Hertlein ebenfalls einen Beweis für die Entstehung des Oppidums in gallischer Zeit erkennt. Dabei wendet Hertlein gegen die oben angeführte Ansicht Gösslers über die älteren Grabhügel am Burrenhof, der darauf hinweist, das Schwert sei in den oberen Schichten des Walls gefunden worden (Urach 141, Anm. 6) ein, dass diese Grabhügel am Rand des urbaren Felds lägen, der nahe Vorwall aber an der engsten Stelle der Hochebene, die Nähe der beiden Dinge also zufällig sei.

Anders und entschieden günstiger für Gösslers Ansicht von der früheren Entstehung mancher Ringwälle liegt die Sache bei einigen andern Anlagen, die in der letzten Zeit genauer untersucht worden sind.

Der Buigen (= Bogen) an der Brenz (Abb. 1) wurde 1907 von Hertlein und Gössler durch Grabungen untersucht (Fundberichte aus Schwaben 1907, S. 33 ff.). Ein mächtiger, noch etwa 4,5 m hoher, 155 m langer Steinwall schneidet eine 800 m nach Südost vorspringende Halbinsel vom Vorgelände ab; eine zweite Befestigung findet sich 350 m von der Südostspitze, wo der Absturz nicht steil genug war, um eine besondere Verstärkung überflüssig zu machen. Bei dem grossen nördlichen Abschnittswall wurde eine Eigentümlichkeit der Bauart festgestellt, von der bereits oben die Rede war: Im hintersten Teil

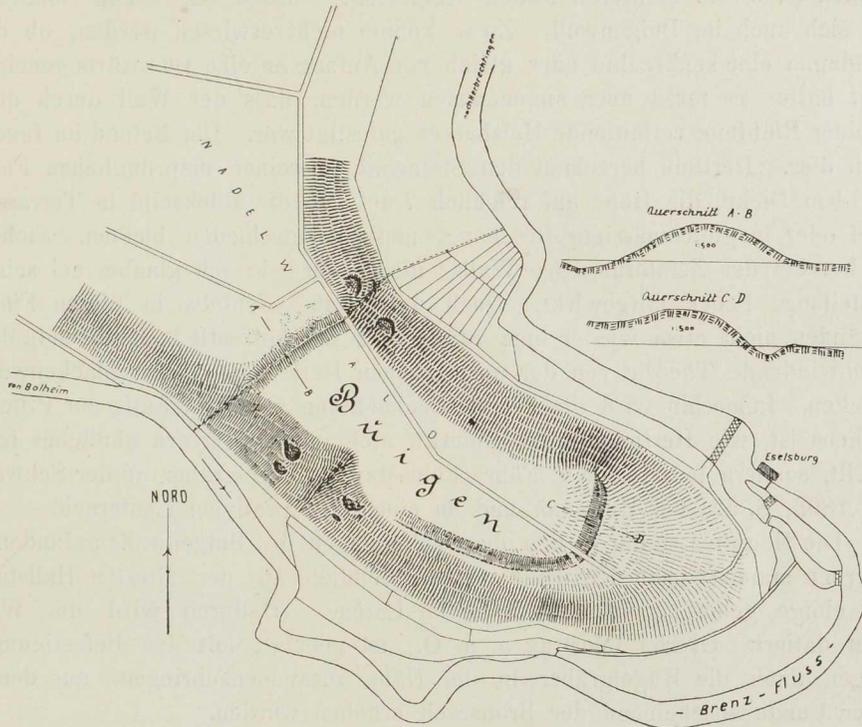


Abb. 1. Der Buigen. Aus Fundber. a. Schwaben 1907.

des Walls fand sich ein mörtelähnlicher Kalkguss, der nach der Ansicht von Hertlein und Gössler absichtlich an Ort und Stelle in zwei Schichten hergestellt worden sein muss. Die beiden Schichten, mit den Resten von Holzwerk durchsetzt, erreichen an ihrem Höhepunkt, 6 m vom jetzigen hinteren Wallfuss entfernt, fast noch die Höhe von 1,75 m und liegen fast 1 m unter der jetzigen Oberfläche des Walls. „Auf dem gewachsenen Boden fand sich eine ungleichmässige Kohlenschicht von einigen cm Dicke, an einer Stelle noch recht dicke Kohlenstücke enthaltend, deren Faserung parallel mit der Wallrichtung ging, während die Fasern anderer Kohlenteile kreuz und quer gingen. Es müssen also die Kalksteine auf eine Schicht von kreuz und quer liegenden dicken und dünnen Hölzern aufgehäuft worden sein. Ein ansteigendes und absteigendes Band von Kohle bezeichnet die Grenze zwischen der unteren und der oberen

Schicht. Ob das Brennen der beiden Schichten auf einmal oder zweimal geschah, ist nicht sicher; doch spricht manches dafür, dass es auf einmal geschah. Das Löschen des Kalks überliess man wohl dem nächsten Regenguss.“ Darnach hätte der Kalkguss als Rücklehne für den hohen Steindamm gedient, der im Inneren keinerlei Spuren von Feuer zeigte. Es erscheint mir selbst nach Hertleins Beschreibung durchaus nicht unmöglich, dass der gebrannte Kalk ebenso wie sonst die Schlacken doch von einer verbrannten Zimmerung im Innern des Walls herrühren, wie dies ja auch von Hock und Thomas in Franken (s. o.) in mehreren Fällen festgestellt worden ist. Denn Holzwerk fand sich auch im Buigenwall. Zwar konnte nicht erwiesen werden, ob der Steindamm eine senkrechte oder gleich von Anfang an eine rückwärts geneigte Front hatte; es muss aber angenommen werden, dass der Wall durch quer zu seiner Richtung verlaufende Holzbalken gefestigt war. Der Befund im Innern ergab dies. Hertlein berechnet den Steinwall in seiner ursprünglichen Form auf 14 m Dicke, die Höhe auf reichlich 7 m. Ob die Rückseite in Terrassen abfiel oder in gleichmässiger Böschung, muss unentschieden bleiben. Sicherlich hat bei der Zerstörung des Walls, nicht aber wie ich glaube, bei seiner Herstellung, Feuer mitgewirkt. Doch darf man jedenfalls in diesen Fundumständen nicht etwa wieder eine Stütze für die hoffentlich bald endgültig verschwindende Theorie von der absichtlichen Herstellung der Schlackenwälle erblicken. Immerhin wird die genaue Beobachtung ähnlicher Fälle zur Pflicht. Übrigens ist, wie Hertlein selbst bemerkt, nicht nur in Bayern ähnliches festgestellt, sondern bereits von v. Föhr (Föhr-Mayer, Hügelgräber an der Schwäb. Alb, 1893, S. 32) bei Upflamör und an einem Ringwall bei Lauterach.

Die Hauptmasse der in den oberen Steinlagen des Buigenwalls gefundenen Scherben stammt nach Reinecke wahrscheinlich aus der ältesten Hallstattzeit, einige gehören vielleicht in Früh-Latène. Dadurch wird der Wall sicher datiert. Gössler (Vortrag a. a. O.) ist geneigt, mit den Befestigungsanlagen auch die Hügelgräber in der Nähe zusammenzubringen, aus denen früher Funde anscheinend der Bronzezeit erhoben wurden.

Die sehr wichtigen Anlagen auf dem Ipf (Abb. 2) sind ebenfalls von Hertlein sorgfältig erforscht und Fundberichte 1907 S. 36 ff. sowie 1908 S. 28 ff., zuletzt eingehend Bl. d. Schwäb. Albvereins 1911, 1 und 2 beschrieben worden. Auf dem Gipfel des Berges (668 m) liegt eine von einem kaum über die innere Fläche emporragenden Wall umgebene kreisförmige Abflachung von etwa 100 m Durchmesser, auf der, wie die Grabungen gezeigt haben, Wohnungen standen, deren Estriche in verschiedenen Höhenlagen, aber nicht übereinander, nachgewiesen wurden; durcheinander geworfene Kulturreste aus alter und neuer Zeit fanden sich in den oberen Schichten. Ein paar Meter tiefer läuft vor dem Wall ein Graben her. Nach der sanfter abfallenden Ostseite zu sind Wall und Graben verdoppelt. In etwa 40 m Abstand ist nach derselben Seite in unregelmässigem Bogen eine weitere Befestigung vorgelagert, während sich auf der Schulter des Berges etwa in seiner halben Höhe eine dritte im Osten sehr gut erhaltene Linie hinzieht. Dieser unterste Wall bestand aus Trockenmauerwerk

auf einer Erdanschüttung von etwa 40 cm Tiefe. Auch die terrassenartige Fortsetzung dieses Befestigungsteils barg Spuren einer weniger starken Mauer. Die Grabung am mittleren Wall liess zwar Reste von Holzeinlagen erkennen, ergab aber kein klares Bild. Die sehr reichlichen Scherben versetzt Hertlein in die

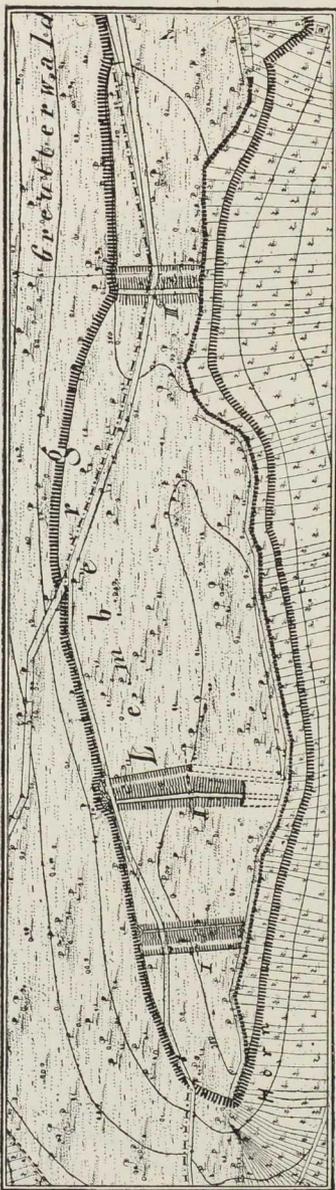


Abb. 3. Der Lemberg.

2. und 3. Hallstattstufe, und da die oberste Befestigung bis auf das Niveau der untersten Estriche hinabreicht, wird der Wall mindestens gleichaltrig mit ihnen sein. Die kesselartigen Vertiefungen auf der Nordseite des Ipfs (s. den Plan) sind als Brunnenschächte anzusehen.

Den Lemberg bei Feuerbach (Abb. 3) schildert Gössler (Fundber. 1908, S. 34 ff.) nach seinen eigenen Grabungen. Drei Abschnittswälle und Gräben schnüren die lang vorgestreckte nur 130—150 m breite Bergzunge ab; es sind typische Beispiele für derartige Befestigungsanlagen, die Gössler in diesem Fall für eine Zufluchtsburg erklärt. Der äusserste Wall wie der zugehörige Graben nach Westen zu zeigt deutliche Spuren flüchtiger Wiederherstellung nach Zerstörung der ersten Anlage durch Feuer; er bestand aus Steinen und Holz, nach Innen war bei jener eine Fachwerkhütte angebaut. In die zweite Periode gehört auch Wall und Graben II. Während Wall I seine Front nach Westen richtet, liegt sie hier nach Osten. Bei der flüchtigen Herstellungsweise der Anschüttung konnte die Konstruktion nicht genau ermittelt werden. Die im Graben gefundenen Scherben weisen in die Latènezeit. Unter dem Wall kamen die deutlich erhaltenen Reste von Wohnungen zum Vorschein, Teile des hölzernen Rostes und des aufgehenden Fachwerks. Die Scherben verweisen diese Wohnungsanlage in die Hallstattzeit, und zwar eher in die frühere als in die spätere. Nach Gössler gehören dazu die beiden äusseren Wälle I und III, während der innere II in keltischer Zeit angelegt wurde und mehrere alte Hütten überdeckte.

Die Wälle im Staatswald Rotenay im Lautertal, hat bereits K. Miller (Oberamtsbeschr. Ehingen S. 7, 10 und 13) zum Gegenstand interessanter Mitteilungen gemacht, die indessen bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge einer Nachprüfung bedurften. Sie wurden vorgenommen von Burkhardt (Fund-

berichte 1908, S. 42 ff.). Auch hier fand sich im inneren Wall ein 2,70 m breiter Gusskern, ähnlich wie am Buigen (s. o.) und sonst; ob eine regelrechte Mauer in den Wall gesetzt war, liess sich nicht mehr erweisen. Funde zur Zeitbestimmung wurden nicht erhoben, abgesehen von ein paar mittelaltrigen Scherben.

Für eine viereckige Schanze im Faulenhau bei Westerheim, unweit einer grossen Römerstrasse, dem Hochgesträss, ergab sich durch die Grabungen Drücks (Fundber. 1909, S. 45) neuzeitlicher Ursprung.

Einige Grabungen hat Wetzel (Fundber. 1909 S. 19) im Oberamt Laupheim ausgeführt; sie galten der Feststellung von verschiedenen Schanzwerken, die Wetzel zum Teil als vorgeschichtlich ansieht; doch reichen die Fundstücke zu einem bündigen Beweis noch nicht aus. Nach dem Mitgeteilten finden sich wohl manche mittelaltrigen Dorfbefestigungen darunter.

Gössler hat, wie er mir brieflich mitteilt, unterhalb vom Ruseschloss (Hohengerhausen) bei Blaubeuren vorgeschichtliche Wälle erkannt und sie 1910 durchgraben, mit dem Erfolg, dass nach der gefundenen Keramik und früheren Bronzefunden die Anlage in die ältere Latènezeit, etwa B, versetzt werden muss.

Am Rosenstein hat Hertlein schon 1904 im Auftrag des Landeskonservatoriums Ausgrabungen gemacht und festgestellt, dass die Konstruktion des Hauptwalls mit der vom Ringwall bei Finsterlohr übereinstimmt, d. h., dass der Wall unter ausgiebiger Verwendung von Holzwerk errichtet war. (S. Fundber. 1906, S. 97 mit Plan.) Keller bespricht die Anlage in den Blättern des Schwäb. Albvereins 1907, S. 375. Über die Form der interessanten, mehrere Einzelwerke umfassenden Anlage s. S. 378 (mit Abbildung.) In einer nachträglichen Bemerkung in den Bl. des Schwäb. Albvereins 1911 S. 47 hält Hertlein das westliche Einzelwerk für steinzeitlich.

Nägele veröffentlicht in den Bl. d. Schwäb. Albvereins 1909, S. 151 den Grundriss einer befestigten Siedelung am Greutenweg bei Undingen; die durch den Feldbau stark zerstörte Ringmauer bildet ein etwas verschobenes Viereck von 79, 77, 88 und 82 m und dürfte nach dem Ergebnis einer kurzen Grabung aus der Hallstatt- oder Latènezeit stammen.

Ein ähnlich gestaltetes Werk, die Baurenschanz in der Nähe von Tannheim (Hügelgräber im Illertal bei Tannheim, 1910 S. 16), ist neuerdings von Gössler untersucht worden. Die Masse sind 114, 107, 110 und 116 m; der Wall ist zum Teil noch in Höhe von 2,5—3 m erhalten (Abb. 4). Der 17 m breite Eingang liegt auf der Ostseite. Bemerkenswert ist, dass die Schanze ein reines Erdwerk darstellt, dessen Material aus dem Graben gewonnen wurde. Funde zur Zeitbestimmung wurden nicht gemacht, doch hält Gössler die Anlage für zu bedeutend, als dass sie in die Zeit der Bauernkriege versetzt werden müsste, worauf allerdings der Name hinzuweisen scheint.

Nicht minder reich ist die Literatur über Ringwälle in Württemberg, die noch der Untersuchung mit dem Spaten harren.

In seinem Überblick über die Kulturbewegungen der Bronze- und Hall-

stattzeit (Württemb. Vierteljahrshefte 1908) versucht Schliz, auf Grund seiner Forschungen ein Bild der Verhältnisse zu zeichnen, unter denen das fruchtbare Flachland der Neckargegend in jenen Zeiten zur Weide benutzt und zugleich die herrschenden Höhen besetzt wurden. Deshalb finden sich die gemeinsamen Volksanlagen, die Grabhügelgruppen, die Ringwälle und die Trichtergruben auf den Höhen. Dies erklärt sich Schliz so, dass im Winter die Herden in den mit Gräben und Hecken umfriedigten Ringwällen zusammengetrieben worden seien, eine Ansicht, die für Thüringen einst schon Jacob ausgesprochen hat. Diese alten, natürlich auch zur Verteidigung benutzten Volksburgen hätten nach wie vor als Zufluchtsörter fortbestanden, auch als die Hallstattvölker zu

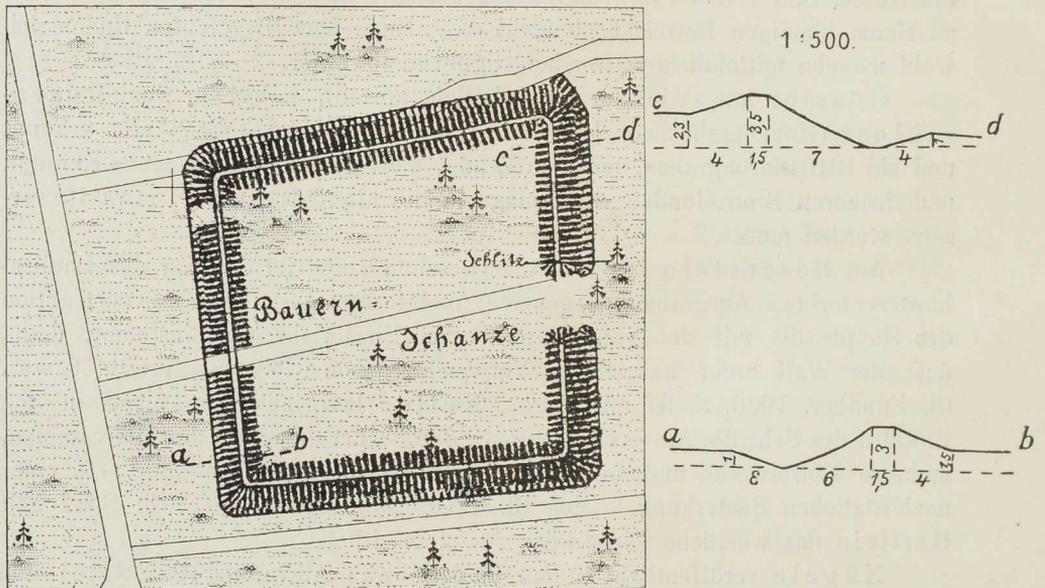


Abb. 4. Die Bauernschanze.

dauernder Ansiedlung in die Ebene gezogen seien. Von positiven Mitteilungen über die Ringwälle des Gebiets von Heilbronn ist zu erwähnen die Schilderung der auf dem rechten Neckarufer festgestellten Anlagen und ihres mutmasslichen Zusammenhangs. Dabei hebt Schliz die beachtenswerte Tatsache hervor, dass bis jetzt in diesen Ringwällen und den sie begleitenden Grabhügeln trotz der starken Besiedlung des Neckarhügellands in der letzten Periode der Neolithik und dann wieder in der Latènezeit sich keinerlei Funde aus diesen Perioden gezeigt haben. Daraus folgert Schliz, dass die Grabhügel- und Ringwallzone seines Gebiets ausschliesslich der Bronze- und Hallstattzeit angehöre.

Gössler macht (Vortrag s. o.) noch auf einige andre am Südrand der Alb gelegene Ringwälle der Oberämter Ehingen und Riedlingen aufmerksam, die inmitten reicher Grabhügelgebiete meist der Hallstatt- aber auch der Bronzezeit gelegen sind. So vor allem auf die Heuneburg bei Hunderingen, die die gleichen Scherben enthält, wie ein benachbarter Grabhügel. Die grossartige

Anlage der Ringburg stimmt gut zu den drei grossen, für Hallstatt IV typischen Hügeln, deren berühmtester der Fürstenhügel mit den bekannten Gold- und Bronzefunden ist.

Ein in sich ziemlich abgeschlossenes Gebiet behandelt derselbe Verfasser in der neuen vortrefflichen Oberamtsbeschreibung von Urach. In der Einleitung gibt er eine lehrreiche Übersicht über die Altertümer des Oberamts und kommt auch auf eine Reihe von Ringwällen zu sprechen, so auf den Weinberg bei Metzingen, „das Musterbeispiel eines Ringwalls“ (Abb. 5). Seine Entstehungszeit ist noch nicht festgestellt, wenn auch unter dem Wall eine goldene Keltenmünze gefunden worden ist.

Hervorgehoben sei auch der staunenswerte Reichtum der Gegend um

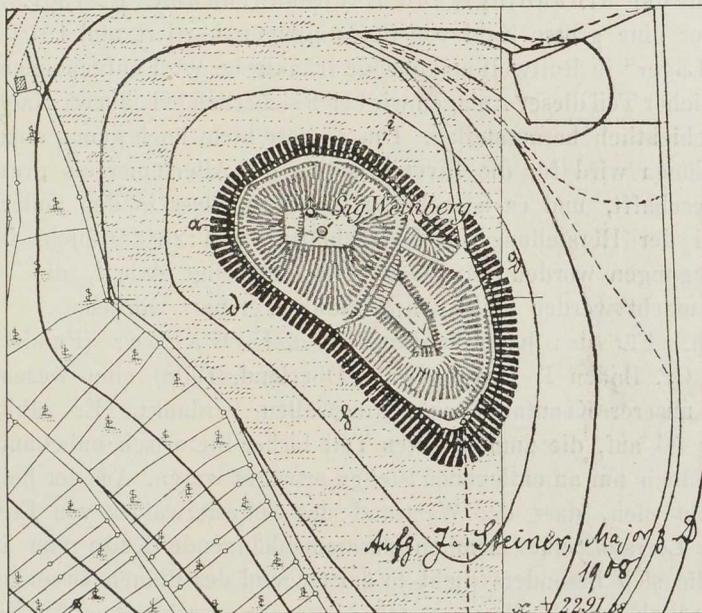


Abb. 5. Der Weinberg.

St. Johann und den Rutschenhof an Grabhügeln, Hochäckern, Podien und Wallresten; leider ist durch den Ackerbau alles stark mitgenommen, doch reichen die erhaltenen Spuren aus, um erkennen zu lassen, dass die ganze Berghalbinsel von St. Johann einst eine einheitliche Anlage gewesen sein muss (Urach S. 149 ff.). Bemerkenswert ist, dass wie Gössler betont, um St. Johann keine Spuren aus der Latènezeit bekannt sind. Den Württembergischen Forschern steht hier noch ein weites Feld lohnender Arbeit offen.

Der weithin ragende Rossberg bildet nach Ansicht von Maier (Bl. d. Schwäb. Albvereins 1908, S. 272) mit seinen beiden Gipfeln eine gemeinsame vorgeschichtliche Befestigung. Dabei wird auf ähnliche Erscheinungen in der Umgegend verwiesen. Derselbe Verfasser nimmt an, auch die Alteburg bei Reutlingen sei eine vorgeschichtliche Burganlage gewesen (ebenda 1909, S. 103 ff.).

Seine Gründe dazu reichen freilich nicht aus, den überzeugenden Nachweis zu bringen.

Nägele teilt (Bl. d. Schwäb. Albvereins 1909, S. 357) einen alten Plan der grossartigen Ringburg Althayingen mit; Ausgrabungen, die ihr Alter erweisen könnten, stehen noch aus.

Endlich sei erwähnt, dass sich auch im Aitrach- und Illertal eine wie es scheint zusammenhängende Reihe von vorgeschichtlichen Höhenbefestigungen findet. Auf die mannigfaltigen bemerkenswerten Einzelheiten geht Gössler (Hügelgräber im Illertal bei Tannheim S. 12 ff.) näher ein; er möchte ihren Ursprung in die Hallstattzeit verlegen, aber Ausgrabungen sind noch nicht gemacht worden.

Durch die archäologische Landesaufnahme ist 1907, 1908 und 1909 wieder eine grosse Zahl von Befestigungen kartiert und 1910 der grosse das sog. „Lager“ in Rottweil umgebende fränkische Wall aufgenommen worden; ein ansehnlicher Teil dieser Anlagen wird sich sicherlich bei näherer Nachforschung als vorgeschichtlich herausstellen. Durch diese nicht hoch genug einzuschätzenden Aufnahmen wird für die Inventarisierung der Altertümer ein grundlegendes Material beschafft, und es ist sehr zu bedauern, dass in den andern Bundesstaaten bei der Herstellung der Kartenblätter in 1:25 000 nicht im gleichen Sinn vorgegangen worden ist. Gar viele mühselige Arbeit, die jetzt nachträglich gemacht werden muss, wäre dadurch erspart worden.

Baden. Für das badische Land wird E. Wagner (Fundstätten und Funde im Gr. Baden I, Das badische Oberland, 1908) eine wesentliche Erweiterung unserer Kenntnisse von Ringwällen verdankt. Er zählt im Text deren über 50 auf, die zum grössten Teil bisher literarisch unbekannt gewesen sind, oder doch nur an entlegenen Stellen erwähnt waren. Aus der beigegebenen Karte ergibt sich, dass der Westrand des Schwarzwaldes von Freiburg aus südlich bis Lörrach eine ziemlich zusammenhängende Kette von Ringwällen aufweist, die sich besonders dicht in der Gegend des Blauen zusammenscharen. Weiter nördlich von Freiburg treten sie mehr vereinzelt auf. Ein zweiter Mittelpunkt solcher Anlagen ist die Gegend östlich von Donaueschingen, deren Ringwälle sich an die zahlreichen ähnlichen Befestigungen auf der Württembergischen Alb anschliessen. Auch die Umgebung von Waldshut weist ihrer eine Anzahl auf. Alle diese an der Alb und am Schwarzwald festgestellten Ringwälle sind auf der Karte nicht mit dem neutralen Schwarz, sondern mit der Farbe für die Latènezeit eingetragen, trotzdem bisher nur an ganz wenigen Ausgrabungen stattgefunden haben und manche von ihnen nach den mitgeteilten Grundrissen mit ziemlicher Sicherheit als frühmittelalterliche Burgen in Anspruch genommen werden dürfen. Es wäre sehr zu wünschen, dass recht bald einige dieser Wälle mit dem Spaten untersucht würden, so vor allem die Gruppe am Blauen bei Badenweiler, aber auch die Anlagen bei Aichen (S. 117), Günzgen (S. 125), Riedern (S. 142), Biegenbach (S. 224) u. a. m. An wichtigen Ergebnissen für die Ringwallforschung würde es sicher nicht fehlen.

Von Ausgrabungen in Baden ist nur die eine auf dem Heiligenberg (Abb. 6), gegenüber Heidelberg, zu erwähnen, die 1907 von Wippermann und Schmidt geleitet wurde (Korrbl. d. Gesamtvereins 1907, Sp. 461 ff.). Nach dem frühen Tod von K. Pfaff ist ein Stillstand in den vielversprechenden Arbeiten eingetreten, doch sollen sie demnächst wieder aufgenommen werden. Schon 1882 hatten K. Christ und Näher Schürfungen an den umfangreichen Wallsystemen vorgenommen. Alle Untersuchungen werden dadurch erschwert, dass nicht nur die Römer innerhalb der Umwallungen einen durch Inschriften bezeugten (CIL. XIII, 6398 ff.) Mercurtempel erbauten, dessen Stelle noch nicht nachgewiesen ist, sondern dass auch im Mittelalter bedeutende Boden-

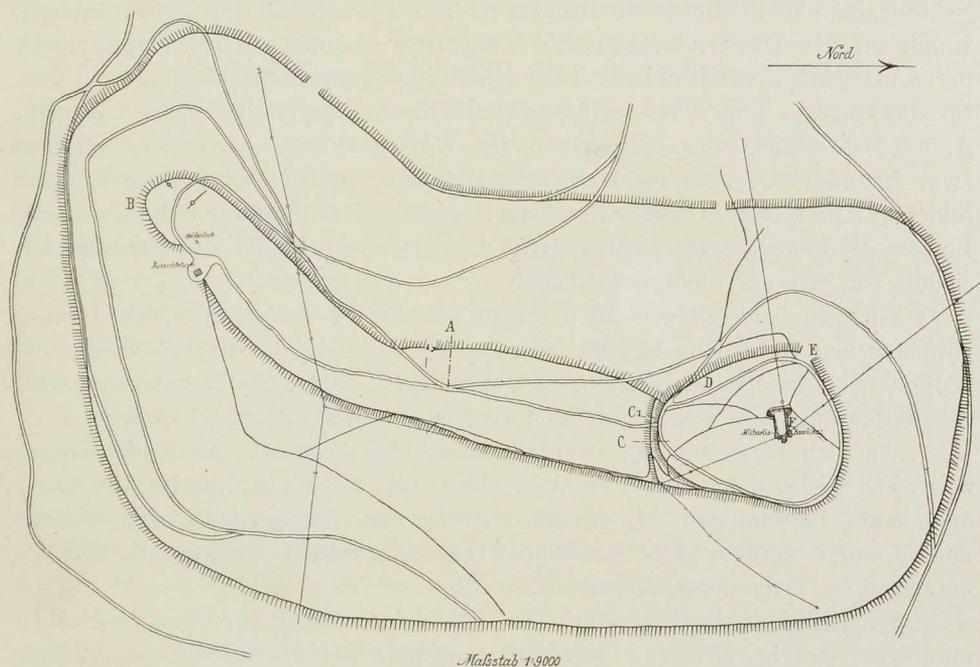


Abb. 6. Der Heiligenberg.

veränderungen vorgegangen sein müssen. Denn an die Stelle des heidnischen Gottes trat wie auch anderwärts der H. Michael, dessen Kirche vielleicht über dem Mercurtempel errichtet wurde. Später entstand auch eine Klosteranlage, und im Zusammenhang damit fanden offenbar Umgestaltungen des nun als Ackerfeld benutzten Bodens innerhalb der Ringwälle statt. Spuren von Aufschüttungen kamen fast in jedem Einschnitt zum Vorschein.

Zwar erschien es wahrscheinlich, dass die Massen von Steinen, aus denen jetzt die Wallkörper bestehen, ursprünglich in der Form einer Trockenmauer geschichtet waren, aber an den meisten Einschnitten zeigte sich nur noch der aus starken Blöcken hergestellte Unterbau, wahrscheinlich der unterste Ansatz der Mauersteine auf dem Berg. Doch fand sich an ein paar Stellen nach sorgfältigem Ablösen des Schutts die Mauerfront. Bei B, am Aussichtsturm,

gelang die Freilegung der Mauer auf längere Strecke; sie war in mehreren Schichten gut erhalten. Dabei ergab sich, dass überall eine glatte Front vorhanden war, ohne Aussparungen für Holzstämmen. Bei dem guten, leicht in parallellflächige Stücke spaltbaren Sandsteinmaterial war Holzdurchschuss zur Erhöhung der Festigkeit nicht erforderlich. Damit ist aber das Bestehen irgend einer Holzkonstruktion nicht ausgeschlossen, denn bei den Untersuchungen der oberen beiden Querwälle kamen im Mauerkörper selbst Pfahllöcher von ungefähr 20 cm Durchmesser zutage, während auch hier die Front glatt war. Doch können diese Pfähle kaum zur Verstärkung der Mauer beigetragen haben. Bei C sitzt die Mauer auf einer ungefähr 2 m starken Kulturschicht, die nach den Scherbenfunden in die letzte Bronze- oder die erste Hallstattperiode gehört, womit für den Querwall eine untere Zeitgrenze gewonnen wird. Bei B liegen unter der Mauer zwei Schichten aus älterer und jüngerer Hallstattzeit, so dass für die Zeit des Mauerbaus an dieser Stelle die Latèneperiode in Frage kommt. Auf der Oberfläche des ganzen von den Wällen umzogenen Gebiets kommen zwar Latènescherben in nicht geringer Zahl vor, bei den Grabungen dagegen fehlen sie bis jetzt. Ob das Bruchstück eines bei C erhobenen Steinbeils als Beweis dafür angesehen werden darf, dass der Berg schon zur Steinzeit besiedelt war, ist mir nicht ausgemacht.

Von den beiden Querwällen scheint der untere nur mit der dem Graben entnommenen Erde aufgeschüttet worden zu sein. In der Grabenfüllung und südlich nahe dabei sind römische Scherben des 2. Jahrhunderts häufig, so dass die Vermutung nahe liegt, Wall und Graben seien römischen Ursprungs.

Von den Toren wurden zwei untersucht, bei A und E. An beiden Stellen zeigten sich, besonders wohl erhalten bei A, mit Mörtel in die alte Ringmauer eingebaute Torkammern. Über die ursprüngliche Anlage der Eingänge kann nur vermutet werden, dass sie ähnlich gestaltet waren, wie die von Thomas untersuchten Teile der Goldgrube.

Reichsland. Im Elsass hat K. Gutmann eine Reihe von Ringwällen untersucht und beschrieben. Der bereits im Bericht 1905 S. 41 ff. geschilderte Ringwall auf dem Kastelberg bei Köstlach wird unter Beigabe von Lageplänen und Profilen in den Mitt. der Ges. f. Erhaltung der geschichtl. Denkmäler im Elsass XXIII, 1 eingehend veröffentlicht. Die von Doppelwall und Terrasse umschlossene Abteilung I der dreigeteilten Anlage war bewohnt, wie die vom Feuer geröteten Stücke von Lehmewurf zeigten, die überall massenhaft herumlagen. Wohngruben fanden sich nicht, also sind oberirdische Blockhäuser anzunehmen. In Abteilung II lagen, wie es scheint, keine Wohnungen, wohl aber dicht am Wall eine 100 m lange und 15–20 m breite Vertiefung in Gestalt eines grossen Spitzgrabens, die von Gutmann als Wasserbehälter erklärt wird; der Graben sammelte den Regen und führte ihn in eine mindestens 4 m tiefe Felsspalte am Ostende, das sog. Geldloch. Die beiden Hügelgräber der Abteilung I ergaben dürftige Funde, die gerade ausreichen, um sie in die frühe Hallstattzeit zu versetzen. Gutmann macht wahrscheinlich, dass nach dem Fund von bemalten Scherben ein Umbau der Wälle in der jüngeren

Hallstattzeit stattgefunden hat. Die Untersuchungen des Jahres 1908 an den Wällen förderten wieder eine Menge von Ansiedlungsresten zutage und zeigten, dass der Hauptwall von Abteilung I noch 1,40 m hoch sehr gut erhalten und senkrecht aus grossen Steinplatten des anstehenden Ooliths in Trockenverband ohne irgendwelche Holzeinlage gebaut war. Nach innen scheinen keine senkrechten Mauerfronten vorhanden gewesen zu sein, sondern nur Anschüttungen aus kleinen Steinen und Erde; ein eigentlicher Graben fehlte. Da keinerlei Latènebefunde zum Vorschein kamen, darf vermutet werden, dass die Befestigung am Ende der ersten Hallstattzeit zeitweise, aber nicht immer bewohnt gewesen ist.

Welcher Zeit der Ringwall auf dem 7 km vom vorigen entfernt liegenden Glaserbergkopf (Kreis Pfirt) angehört, konnte bisher nicht ermittelt werden. Die Anlage ist beschrieben von Gutmann im Anz. f. els. Altert. I, S. 51 ff., Fig. 71.

Einen Ringwall (Gutmann nennt sie alle Refugien) bei Oltingen schildert Gutmann in einem ersten Aufsatz (ebenda II, S. 150 ff., Abb. 132—133); der Schlussbericht steht noch aus. Es handelt sich in den vorliegenden Mitteilungen über die von der Röm.-germ. Kommission unterstützten Arbeiten vor allem um die Beschreibung der ausgehobenen Wohngruben, über die weiter unten berichtet werden soll (s. S. 43). Wir kommen in einem späteren Bericht auf die ausgedehnte Anlage zurück.

Den Anregungen Gutmanns ist es zu danken, dass auch im Elsass die Frage der Ringwallforschung endlich in Fluss kommt. Wie viel da nicht nur zu erforschen, sondern noch zu entdecken ist, zeigen die Bemerkungen a. a. O. I, S. 50, wo über die Feststellung einer ganzen Anzahl seither unbekannter vorgeschichtlicher Befestigungen berichtet wird.

R. Forrer gibt in seinem Reallexikon S. 562 ff., Abb. 465—475, Taf. 163 u. 154 einen guten knappen Überblick über die gewaltigen Anlagen des Odilienbergs, für die auch auf Forrers Bücher verwiesen sei (Die Heidenmauer von St. Odilien und Der Odilienberg, beide 1899).

Pfalz. Eine grossartige, bisher recht stiefmütterlich behandelte Ringwallanlage, die des Donnersbergs, macht Schumacher (Mainzer Zeitschr. V, 1910, S. 8 ff.) zum Gegenstand einer förderlichen Studie. Er weist nachdrücklich darauf hin, wie nötig gerade hier die noch nicht begonnene Untersuchung mit dem Spaten ist. Die riesige Befestigung stellt sich in eine Reihe mit den Anlagen der Goldgrube, des Otzenhäuser Rings, der Steinsburg u. a. Noch ist der jetzt sich als Steinaufschüttung zeigende Wall aussen bis 6 m hoch, am Fuss bis 20 m breit; die grösste Ausdehnung von West nach Ost beträgt rund 1600 m, die von Nord nach Süd etwa 1200 m (vgl. den Plan Abb. 7). Auf der Süd- und Westseite ist das Material hauptsächlich der angrenzenden Innenfläche entnommen, wie auf dem Gipfel des Dünsbergs. Bei der Linienführung der Wälle hat man offenbar Rücksicht auf möglichst weiten Ausblick genommen. An manchen Stellen ist, wie leider bei fast allen grossen Wallsystemen, der Wall ganz verschwunden, oder nur noch an terrassenförmigen Absätzen zu erkennen. Auch auf dem Donnersberg finden sich Vorwerke, deren zwei gesichert sind; das grösste beginnt am Königsstuhl und zieht sich

nördlich bis über das Eichenköpfchen hinaus. Es ist wahrscheinlich, dass dieser Teil der Befestigung etwas jünger ist als das Hauptwerk, und dass er angelegt wurde, um das wasserreiche, für Viehhaltung geeignete Tal der Königsdelle mit in den Bering einzubeziehen. Schon jetzt zeigt sich an einigen Stellen, wo neuerdings Durchbrüche zur Steingewinnung gemacht worden sind, dass wie bei den meisten grossen Ringwällen aus der Spät-Latènezeit der Kern des Walls aus sorgfältig geschichtetem Trockenmauerwerk besteht. Innerhalb wie ausserhalb des Ringwalls sind an zahlreichen Stellen die deutlichen Spuren früherer Hüttenstellen kenntlich.

Eine umfangreiche und für wichtige Fragen bedeutsame Untersuchung haben Hildenbrand und Sprater an den Heidenlöchern auf dem Kirchberg bei Deidesheim vorgenommen. Es hat sich dabei herausgestellt, dass der

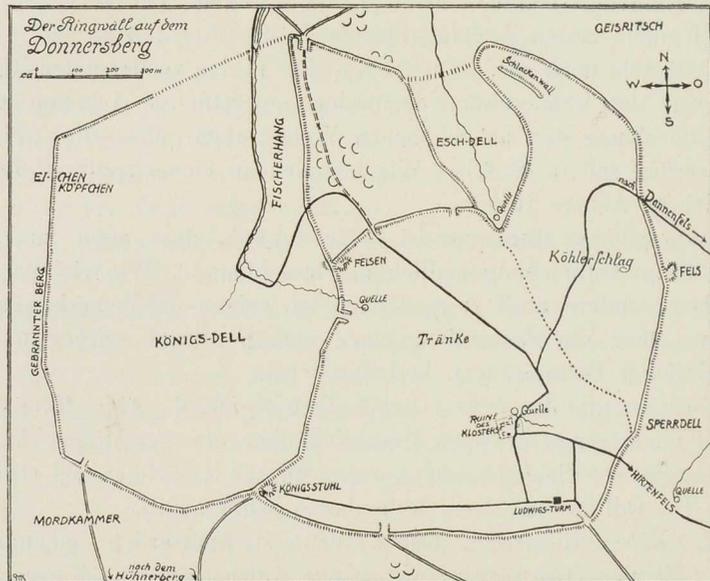


Abb. 7. Der Donnersberg.

früher nur flüchtig und unzureichend beschriebene Ringwall eine der am besten erhaltenen vorgeschichtlichen Anlagen darstellt (Pfälzer Museum 1909 S. 49 ff., 77 ff. Sprater, Führer durch die Heidenlöcher, 1910). An und für sich ist die von dem Ringwall umschlossene Fläche nicht gross (Abb. 8); der Durchmesser beträgt von West nach Ost 150, von Nord nach Süd 110 m, die Gesamtlänge des Umfassungswalls misst 450 m. Zwei Tore, d. h. einfache Durchbrechungen der Mauer, führen ins Innere; das Südtor hat 3,15 m Breite. Am Nordtor stossen die beiden Enden nicht aufeinander, sondern lassen einen 4,30 m breiten Zwischenraum zwischen sich, so dass eine Art von *clavicula* entsteht. Die Umfassungsmauer in der Breite von 3—4 m und einer Höhe von 2 m konnte in ihrer Konstruktionsweise genau untersucht werden; nach aussen zeigte sich eine wohlgefügte Mauer aus grösseren Steinen, bei der zum Teil gewaltige Findlingsblöcke verwandt waren. Die Rückseite der Umfassung war

weit schwächer, der Zwischenraum mit Schutt ausgefüllt. Verwendung von Mörtel fand nirgends statt. Ausserdem ist es gelungen nachzuweisen, dass ein eigentlicher murus gallicus nicht vorhanden war; die ganze Trockenmauer ruhte vielmehr auf einem Holzrost, dessen Spuren an einer Stelle der Aussenseite

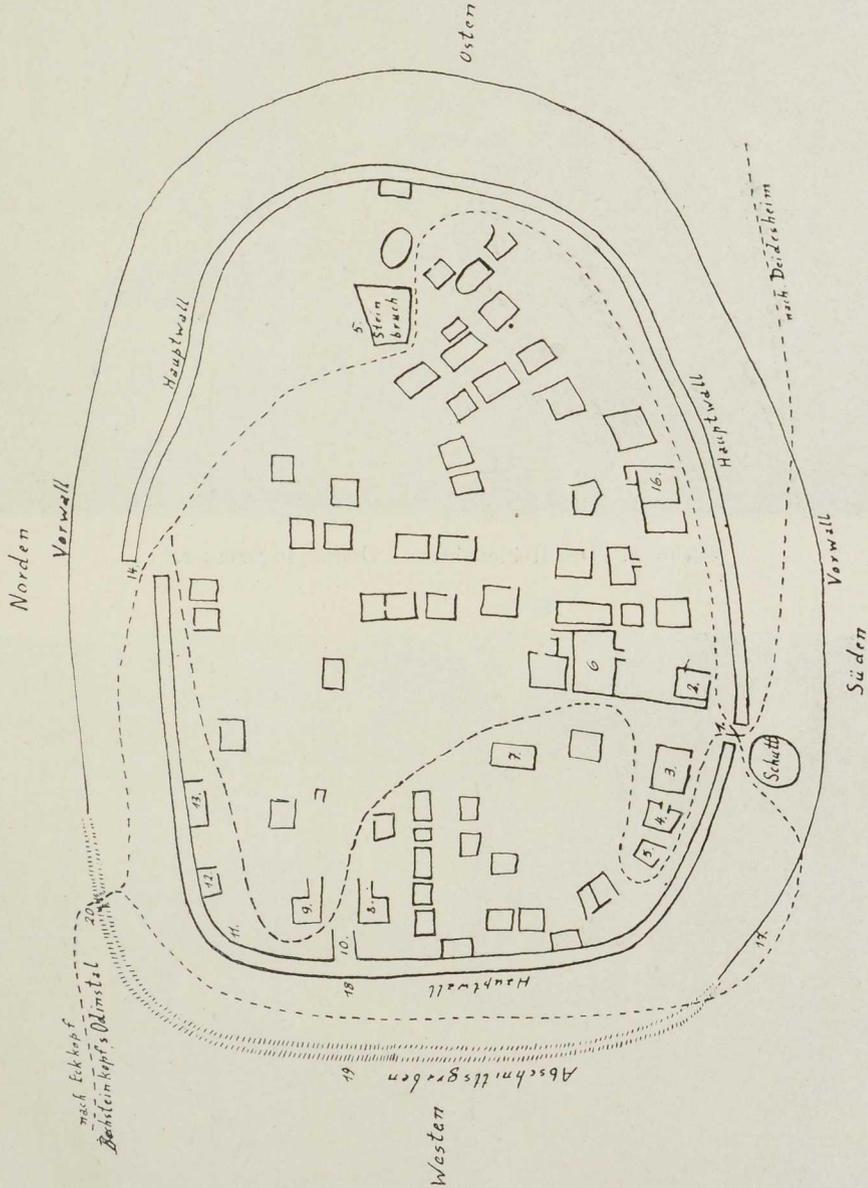


Abb. 8. Die Heidenlöcher. Planskizze.

angetroffen wurden. In Zwischenräumen von 1,25—1,90 m fanden sich Löcher mit schwarzer Erde gefüllt, die sich horizontal tief in die Mauer hineinzogen, ebenso Balkenreste, die senkrecht zu jenen lagen. Vor dem noch an 2 m hohen Wall läuft eine an 8 m breite, fast ebene Fläche her, die ohne Zweifel künstlich angelegt und nach aussen von einer viel schwächeren Mauer begrenzt



Abb. 9. Die Heidenlöcher. Umfassungsmauer.



Abb. 10. Die Heidenlöcher. Rampe.

war. Unmittelbar davor liegt parallel zum Hauptwall ein schwächerer, aber doch erkennbarer Vorwall, der nach Westen zu in einen Abschnittsgraben übergeht. Eine Besonderheit ist eine sehr gut erhaltene, in Trockenmauerwerk hergestellte Rampe (Abb. 10) von 2,50 m Breite, die im Westen, an der Angriffsseite, vom Innern aus auf die Mauer führt. Wenn diese Rampe mit der Mauer gleichzeitig ist — und daran ist nicht zu zweifeln —, so haben wir darin einen gewissen Anhalt für die Höhe der letzteren, die indessen von Sprater auf 3 m angenommen wird. Die Mauer könnte dann nicht gut höher gewesen sein, als 2 m. Dabei müsste man entweder voraussetzen, dass sie von dieser Höhe ab aufwärts wesentlich schwächer geworden wäre, so dass die Rampe auf einen Wehgang geführt hätte, oder dass der Oberbau von der

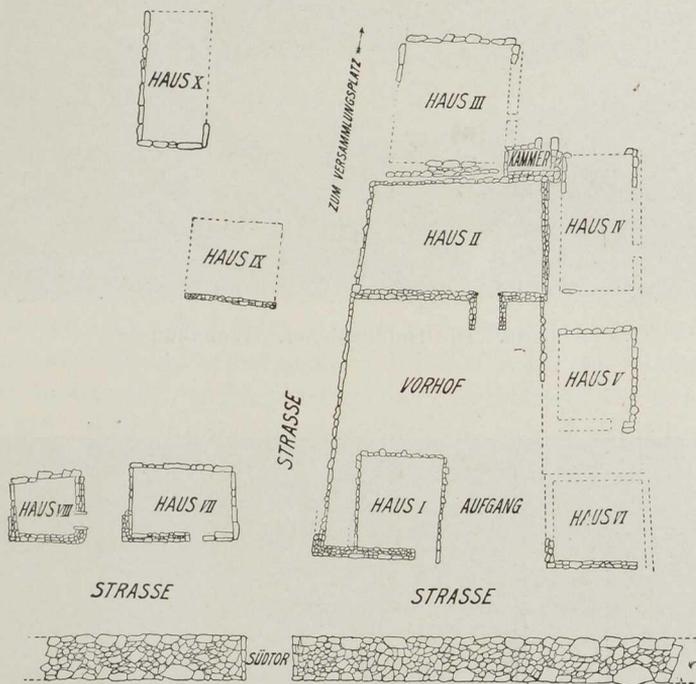


Abb. 11. Die Heidenlöcher. Häusergrundrisse.

Höhe von 2 m ab lediglich aus Holzwerk bestanden habe, was vielleicht das wahrscheinlichere ist.

Fast das ganze Innere ist von Wohnhäusern (Abb. 11 bis 13) ausgefüllt gewesen; die Spuren von an 80 Häusern sind noch zu erkennen, von denen eine ausreichende Zahl ausgegraben worden ist, allerdings ohne Funde zu liefern. In der Grösse, im Grundriss wie im Aufbau herrscht grosse Mannigfaltigkeit. Der Flächeninhalt des grössten Hauses beträgt etwa 80 qm; es zeigt zugleich am deutlichsten, dass hier wie z. B. auch auf dem Mont Beuvray, ohne Kenntnis oder wenigstens ohne Anwendung des rechten Winkels gebaut worden ist. Die Masse der Seiten sind 12; 11; 6, 90; 7, 20. Der Boden der einzelnen Hütten, deren jede für sich ohne Zusammenhang mit der Nach-



Abb. 12. Die Heidenlöcher. Wohnhäuser.

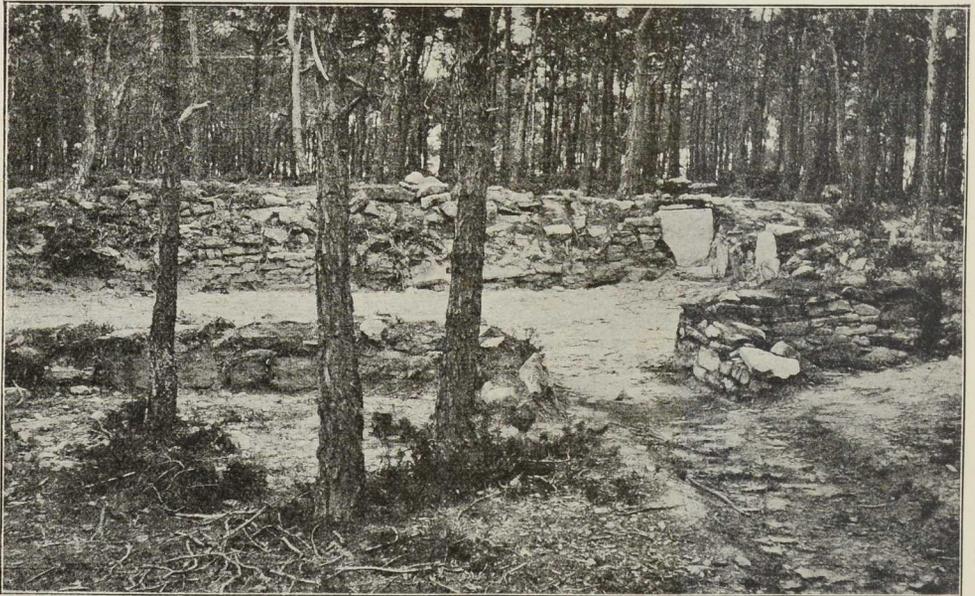


Abb. 13. Die Heidenlöcher. Wohnhäuser.

barwohnung errichtet ist, liegt entweder zu ebener Erde, oder ist beträchtlich vertieft, bis zu 2 m. Meist betrat man die Hütte durch eine einfache Durchbrechung der Mauer; vor der Tür liegen an verschiedenen Stellen kleine Vormauern, an einer Stelle ist der Eingang durch zwei senkrechte Steinplatten begrenzt. Solche orthostatenartige Platten, die hier zum erstenmal in dieser Verwendung beobachtet wurden, finden sich auch an verschiedenen Hausmauern. Gewöhnlich sind die Mauern aus Bruchsteinen errichtet, die in dünnen Schichten gebrochen und vielfach an den Kanten mit dem Hammer zugerichtet sind. Als Besonderheit sei noch ein Haus erwähnt, in dessen Keller eine Rampe führt. weiter ein anderes, an dessen Vormauer sich noch die Löcher für zwei hölzerne Türpfosten erhalten haben. Die Leiter der Arbeiten nehmen an, dass wahrscheinlich Steinhäuser und Holzhäuser mit steinernem Unterbau zu unterscheiden seien; doch sind das natürlich nur Vermutungen.

Die Feststellung dieser, ohne Verwendung von Mörtel gemauerten Hausunterbauten ist von besonderem Interesse. In Deutschland war ähnliches seither in der Literatur nur aus der von Schumacher erforschten und veröffentlichten Schanze von Gerichtsstetten bekannt, aber auch auf der gründlich untersuchten, leider immer noch nicht publizierten Milseburg in der Rhön finden sich zahlreiche steinerne Unterbauten von Häusern; es ist zu bedauern, dass diese wichtigen und erfolgreichen Untersuchungen nun durch andere Ergebnisse überholt sind. Wie früher Jacob von dem kleinen Gleichberg, so erwähnt auch Götze (Altert. Thüringens S. 217 u. a. a. Stellen) in einem Ringwall Wohnungen in Gestalt von Steinkreisen, und auf dem Gipfel des Öhsen bei Vacha (S. 219) einen grossen runden Steinbau mit ebener Oberfläche und schwach geböschten Wänden sowie viereckige Steinunterbauten.

Über Wohnungen mit vermutlichen Steinwänden aus Trockenmauerwerk bei Oltingen (Elsass) s. oben S. 19.

In Frankreich galten seither als typische Beispiele die zeitlich genau festgelegten, von Bulliot und Déchelette ausgegrabenen und beschriebenen Häuser des Mont Beuvray. Hierzu treten nunmehr noch einige andere Fundstellen, deren Zeitstellung allerdings nicht überall feststeht. Sie sind in den *Rapports de la commission des enceintes IV* 1909 S. 415, 416, 1910 S. 47 abgebildet. Überall sind „les fondations de cases carrées en pierres sèches“ zu erkennen. Die Anlage Ferme de Rez erinnert auch insofern an die Heidenlöcher, als sie klein ist; ihre Masse betragen nur 50 : 250 m. Auf Castelas stehen die Fundamente der rechteckigen Häuschen in mehreren Reihen nebeneinander. Sorgfältige Ausgrabungen scheinen aber noch nirgends stattgefunden zu haben.

Erwähnt sei, dass Westropp (*Transact. of the Roy. Irish Acad.* 1902) einige ähnliche Anlagen aufführt; so aus der Bretagne Castel Coz mit vielen rechtwinkligen Häuschen in der Nähe von Menhirs und Dolmen. Ebenso führt er aus, dass vielfach die halbkreisförmigen Hütten irischer Ringwälle von innen gegen die Mauern gebaut waren; es wird, ob mit ausreichendem Grund, ist zweifelhaft, angenommen, dass sie bienenkorb förmige Gestalt hatten. —

Zeitungs- nachrichten zufolge, auf die mich Sprater hinweist, wird demnächst durch Steinbrucharbeiten eine alte keltische Stadt in Nordwales zerstört werden. Es wird dabei von vielen steinernen Hüttenunterbauten berichtet. Der Fels, auf dem die Siedlung hoch über dem Meer liegt, heisst Braich-y-Dinas. Es sei der Analogie halber wenigstens kurz darauf hingewiesen.

Besonders aus der Analogie vom Mont Beuvray, von Gerichtsstetten und auch von der Milseburg, die alle der Latènezeit angehören, rechtfertigt sich die Vermutung, dass auch die Heidenlöcher derselben Periode zuzurechnen sind. Leider ist man bis jetzt auf Vermutungen angewiesen, denn ausser einer einzigen zeitlich nichts beweisenden Scherbe ergab sich kein Fundstück, auf das ein bündiger Beweis aufgebaut werden könnte.

Rheinland. Eine der wichtigsten Entdeckungen auf unserem Gebiet ist die Auffindung und Ausgrabung der neolithischen Befestigung bei Mayen in der Eifel durch Lehner; sie gehört mit dem Michelsberg und Urmitz der Pfahlbau- oder Michelsberger Periode an. Die ersten Berichte Lehnens (Röm.-germ. Korrbibl. I, S. 1 ff.) sind durch seinen reich mit Abbildungen ausgestatteten Aufsatz „Der Festungsbau der jüngeren Steinzeit“ (Präh. Zeitschr. II, S. 1 ff.) überholt, in dem nicht nur die Mayener Anlage, sondern auch alle Parallel- denkmäler einschliesslich der Feste von Lengyel und der thessalischen festen Dörfer zusammenhängend und erschöpfend behandelt werden. Ich darf deshalb hier kurz sein. Die neugefundene Anlage ist besonders wichtig, „weil sie den Gesamttypus der westdeutschen neolithischen Befestigungen am vollständigsten, die fortifikatorischen Einzelheiten am einfachsten und klarsten vorführt“. Äusserlich waren durch den Ackerbau alle Spuren längst verschwunden; in mühsamer Arbeit wurde endlich die etwa eiförmige Umfassung festgestellt. Die grössten Masse nach Länge und Breite sind 360 zu 220 m. Ein Sohlgraben von 3,50—6,30 m oberer, 1,40—3,40 m unterer Breite und 1,20—2,60 m Tiefe mit sehr steilen Wänden umzog das Ganze. An vielen Stellen — es sind 11 nachgewiesen, im ganzen etwa 17 vorauszusetzen — ist der Graben durch die Toreingänge unterbrochen. Ein 25 m hinter dem Graben in der Breite von 0,60—1,30 m ziemlich parallel laufendes Gräbchen war der Einschnitt für einen Palisadenzaun, dessen Vorhandensein durch dunklere Füllung des Gräbchens erwiesen wurde. Lehner erkennt in beiden zwei wohl annähernd konzentrische, aber doch ganz voneinander unabhängige Annäherungshindernisse. Der Aushub des grossen Grabens wurde beim Bau der Festung unmittelbar vor und hinten dem Graben angeschüttet, wie die Beobachtung der Einfüllung ergab. Die Tore konnten durch senkrecht stehende und wagenrecht liegende Balken verrammelt werden, von denen deutliche Spuren gefunden wurden. Für die wichtigen Erörterungen über die andern gleichzeitigen Anlagen muss ich auf den Aufsatz selbst verweisen. — Lehner ist in Übereinstimmung mit Reinecke und andern Prähistorikern, wenn er die Pfahlbauperiode an den Beginn der jüngeren Steinzeit versetzt. Gewiss sind in der Keramik die folgenden Stufen höher entwickelt; aber es erregt doch Bedenken, dass weder in der Zeit der Band-, noch der Schnurkeramik befestigte Siede-

lungen auftreten, die doch als unanfechtbare Zeugnisse für eine besonders hoch entwickelte Kultur, für eine vollständige Ausbildung menschlicher Gemeinwesen zu gelten haben. Es ist ein ungelöstes Rätsel, dass eine so bedeutende Er rungenschaft nach der Zeit der Pfahlbaukultur ganz verloren und in Ver gessenheit geraten ist. Eine Lösung würde die Ansicht von Schliz bieten, wenn sie sich mit Sicherheit erweisen liesse, dass nämlich die Landsiedelungen der Pfahlbaukultur während der folgenden neolithischen Stufen unabhängig von ihnen fortbestanden hätten.

Neuerdings hat Jülicher in Münster an der Nahe auf dem Münsterer Berg eine ausgedehnte Ringwallanlage mit allerlei bezeichnenden Begleiter scheinungen aufgefunden. Bei vorläufigen Schürfungen ist ein Stück der Umfassungsmauer freigelegt worden; genauere Untersuchung erfolgt hoffent lich bald.

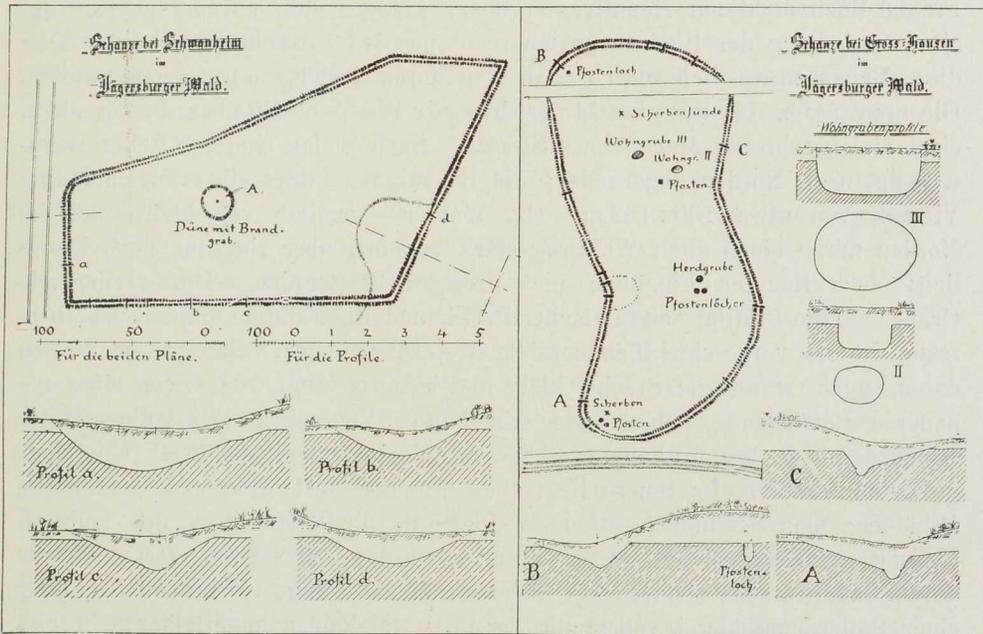


Abb. 14. Schanzen bei Lorsch.

Hessen. Über die Bericht 1906/07 S. 44 erwähnten Schanzen (Abb. 14) kann ich diesmal näheres mitteilen, nachdem ich im Auftrag der Röm.-germ. Kommission die von Söldan begonnenen Arbeiten bis zu einem gewissen Ende geführt habe. Das Gebiet des Reichsforstes Forehahi, dessen Wälder einst einen grossen Teil des Landes zwischen Bergstrasse und Rhein bedeckten, ja noch jetzt bedecken, ist uralter Kulturboden, wie es vor allem die zahlreichen Hügelgräber in den Wäldern beweisen. Dazu kommen verschiedene Schanzwerke, unregelmässig an Gestalt, vielfach verschleift und fast unkenntlich geworden, aber doch noch so weit erhalten, dass sie dem geübten Auge ohne weiteres auffallen. Aber dem äusseren Anschein nach sich ein Urteil über

Zweck und Alter dieser Anlagen zu erlauben, wie sie übrigens auch Schumacher in den oberrheinischen Niederungen Badens kennt, wäre ganz verfehlt; nicht alles, was auf den ersten Blick altertümlich aussieht, wird sich bei näherer Untersuchung auch so herausstellen. Man muss damit rechnen, dass es sich in manchen Fällen, besonders wo sehr ausgedehnte Anlagen in Frage kommen, um mittelaltrige Wild- und Waldgrenzen, um Reste von Einfriedigungen für Viehweiden aus jeder beliebigen Zeit handeln kann. Selbst wirklich alte Funde aus der unmittelbaren Nähe eines solchen Walles beweisen noch nichts für dessen Alter. Als mittelaltrige Abgrenzungen sehe ich z. B. die ausgedehnten, in Zickzacklinien verlaufenden und heute noch die Grenze zwischen Feld und Wald bildenden Wälle an, die sich zum Teil mit starken Profilen südwestlich von Schwanheim von Nord nach Süd hinziehen.

Aber die Arbeiten, bei denen H. Giess mitgewirkt hat, haben für unsere Fragen doch nicht nur Negatives ergeben, sondern unsere Kenntnis von der alten Besiedlung der Rheinebene um recht positive Tatsachen bereichert. Drei dieser Schanzen westlich von Lorsch sind durch Grabungen untersucht worden. Die erste (Abb. 14) liegt im Jägersburger Wald unmittelbar an der alten, einst viel befahrenen Mannheimer Strasse. Nach Süden sind die Ecken rechtwinklig, nach Norden abgerundet; die Befestigung bildet ein unregelmässiges Viereck von etwa 160 : 132 m. Der Wall ist ziemlich verschleift und im Norden durch einen alten Waldweg stark zerstört, aber ringsum noch kenntlich; doch konnten Eingänge nicht festgestellt werden. Der vorliegende Graben (s. die Profile) zeigte flaches Profil, und die Füllerde enthielt Scherbenreste, die als vorgeschichtlich bezeichnet werden dürfen. Randprofile fehlten dabei, auch waren die Stücke klein und so ausgelaugt, dass von einer genaueren Bestimmung keine Rede sein kann. Von einer Einfriedigung der Schanze mit Palisaden konnte weder am Graben noch am Wall eine Spur gefunden werden. Im Innern liegt eine grössere, fast kreisrunde natürliche Erhöhung, eine Sanddüne, auf deren Plattform die Reste eines der frühesten Hallstattzeit angehörigen Grabes gefunden wurden. Das Grab war nicht nur durch Baumwurzeln, sondern vor allem durch die Anlage eines Pechofens oder einer Pottaschensiederei vollständig zerstört. So kamen unmittelbar nebeneinander frühzeitige Scherben und solche aus dem späten Mittelalter und der Neuzeit zum Vorschein, — eine deutliche Mahnung zur Vorsicht bei der Deutung aller dieser Dinge.

Die zweite Umwallung zeigt ein wesentlich anderes Bild. Auch sie ist wie die erste ein reines Erdwerk. Sie liegt ebenfalls im Jägersburger Wald, aber mehr nach Gross-Hausen zu, und umzieht eine kleine nierenförmige Düne. Von dem einstigen Palisadenwall, dessen Vorhandensein festgestellt werden konnte, ist ringsum eine sich scharf abhebende Terrasse übriggeblieben, die mit dem vorliegenden Spitzgraben deutlich wahrnehmbar ist und zur Entdeckung der Schanze geführt hat. Wie es der Ausgrabungsbefund wahrscheinlich machte, stand gleich hinter dem Graben in einer etwa 25 cm breiten Vertiefung eine Pfahlwand, hinter der ein als Terrasse heut noch kenntlicher

Erdwall angeschüttet war. Einzelheiten über die Stärke des Walls zu ermitteln, gelang nicht, da der Boden innerhalb der Umfriedigung in späteren Zeiten offenbar zu verschiedenen Zwecken, auch zum Ackerbau benutzt worden ist. Denn unter dem Humus fanden sich an mehreren Stellen neben prähistorischen auch glasierte Scherben aus neuerer Zeit. Der einzige Eingang hat wahrscheinlich an der schmalsten, der Südseite, gelegen, wo der Graben unterbrochen ist. Der Umstand, dass zu irgendeiner Zeit die Düne einmal tief gerodet worden ist, hat uns auch nur die untersten Teile einer Anzahl in den Boden vertiefter Wohngruben erkennen lassen. Sie lagen auf dem höchsten Punkt der Düne und bestanden aus Fachwerkhütten. Die Hütten ruhten auf Pfählen, von denen in einzelnen Fällen die Bettungen nachgewiesen werden konnten; einen vollständigen Grundriss zu gewinnen, war leider unmöglich. Wesentlich besser erhalten waren die beiden mit steilen vom Feuer fast rot gebrannten Wänden in den Boden eingeschnittenen Herdgruben (s. die Profile), in denen sich Scherben, Tierknochen, Kohlen, Reste von Lehmverputz, ein Spinnwirtel ohne Verzierung, ein Reibstein aus Granit, eine eiserne Lanze u. dgl. vorfanden, — Überreste des dürftigen Hausrats eines materiell wenig hochstehenden Volkes.

Eine dritte Schanze liegt im Wald westlich von Lorsch und entspricht in ihrer Erscheinung im wesentlichen der an erster Stelle beschriebenen. Nur konnte auch die Verwendung von Holzwerk zur Verstärkung erwiesen und zwei Türöffnungen festgestellt werden.

Einen kurzen Hinweis auf Ringwälle und Verwandtes in Oberhessen gibt Anthes, Korrb. d. Gesamtvereins 1909 Sp. 392.

Hessen-Nassau. Über die Ringwälle des vorderen Taunus hat Thomas wieder mehrere seiner stets willkommenen Nachweise geliefert. Zu der Festschrift für den Frankfurter Anthropologentag 1908 steuerte er eine neue Aufnahme der Anlagen vom Altkönig und der Heidetränktalenge bei und gab erläuternde Bemerkungen dazu. Seine neusten Untersuchungen am Altkönig haben zunächst den gewaltigen, die Berghöhe nach Westen hinabziehenden Annex aufgeklärt und ihn in seinem ganzen Verlauf sichergestellt. Eine Rundschanze in der untersten Ecke, vielleicht durch einen Holzturm verstärkt, diente zum Schutz einer dort gleich ausserhalb des Walls entspringenden starken Quelle. Auch an der Mauer des Annexes wurde nunmehr die gleiche Bauart wie an den oberen Wällen alternis trabibus ac saxis festgestellt. Ein Blatt mit lehrreichen Aufnahmen und Zeichnungen wurde von Thomas den Teilnehmern am Ausflug auf den Altkönig eingehändigt.

Präzise Aufnahmen und ausführliche Besprechungen von Thomas, der die Untersuchungen mit Unterstützung der Röm.-germ. Kommission gemacht hat, liegen vor in den Nass. Mitteilungen und betreffen die Rentmauer bei Reichenbach i. T. (1908, S. 71 ff. mit Taf.), den Kellerskopfringwall (1909, S. 7 ff. mit Taf.), den Ringwall auf dem Heidenkeller bei Kiedrich (S. 13 ff. mit Taf.), die Rentmauer bei Rot a. d. Weil (S. 81 ff. mit Taf.), die Steinverwallung auf dem Altenstein (S. 84 ff. mit Taf.).

Ausserdem ist ein zusammenhängender Aufsatz desselben Forschers hervorzuheben: Unsere Taunusringwälle (ebenda 1909, S. 97 ff.). Untersucht und aufgeklärt wurden von Thomas der Ringwall auf dem Bleibeskopf bei Homburg, die Alteburg bei Singhofen im Untertaunuskreis und die interessante Anlage der 21600 km grossen Hünenburg auf dem Hünenberg bei Cronberg im Taunus (Nass. Ann. 1910, 1 ff. Taf. I und II). Der Zugang zu der in zwei übereinanderliegenden Teilen errichteten Befestigung führte zu der unteren Burg; die Wehrlinie zeigt hier eine starke Einziehung, die von der Berme und dem Wehrgraben mitgemacht wird. Die Einzelheiten sind leider nicht mehr genau zu ermitteln, da gerade hier das Steinmaterial ganzer Strecken der zum Wall zusammengerutschten Trockenmauern abgefahren ist. Das Baumaterial aus Erde und Steinen ist unmittelbar hinter der Mauer gewonnen worden, wie die parallellaufende Vertiefung dartut. Die Mauer hatte die bedeutende Stärke von 6,40 m; an einer Stelle konnte die noch 60 cm hoch erhaltene Aussenfront auf 2,30 m Länge und die korrespondierende Innenfront freigelegt werden, an einer anderen Stelle die sogar noch 1,50 m hoch stehende Innenmauer. Auch hier ergab sich das Vorhandensein eines hölzernen Querankers, während von Längs- oder Vertikalhölzern keine Spur gefunden wurde. Auch auf dem oberen von Felsen umgebenen Plateau konnten auf dem grössten Teil seiner steilen Umrandung noch Reste einer schwächeren Trockenmauer nachgewiesen werden; sie war nur 1,80 m dick und wird in der Hauptsache eine Brüstungsmauer gewesen sein. Die Anlage unterscheidet sich in mehreren Punkten von den übrigen Taunusringwällen: ähnliche Mauerstärke kommt nur an einem Teil der Altkönigsmauer vor; das Tor erinnert an die gleichartige Anlage von Altschieder; die vorliegende Berme hat die aussergewöhnliche Breite bis über 10 m; sie und der Graben sind da nicht durchgeführt, wo natürlicher Schutz vorlag. Endlich ist der Graben kein Spitz- sondern ein Sohlgraben, hat ausserdem einen leichten, aber überall noch kenntlichen Vorwall an seiner äusseren Seite, in dem Reste eines Verhauses gefunden wurden, wie sie Ritterling auf dem Hünenknäppen festgestellt hat. Wegen dieser Eigentümlichkeiten und einer Anzahl von Gefässscherben versetzt Thomas die Entstehung dieser starken Befestigungsanlage in die fränkische Zeit. Interessant ist der Fund eines apart gestalteten Rasiermessers mit Scherben dieser Zeit. Im Inneren, besonders in dem vertieften Streifen hinter der Mauer, haben sich zahlreiche Siedlungsreste gefunden, die u. a. den Nachweis brachten, dass oben Eisenerz verhüttet worden ist. Dafür, dass sich diese fränkische Anlage etwa über einer vorgeschichtlichen erhob, haben sich keine Anhaltspunkte ergeben.

Einzigartig gruppiert zeigen sich die dreifachen Ringwallanlagen der Alteburg bei Singhofen (Nass. Ann. 1910, 75 ff., Taf. III und IV); der Berg hat drei Höfe hintereinander, die ähnlich wie auf dem Lemberg (s. S. 12) die ganze Fläche des lang vorgestreckten Höhenzugs einnehmen. Am stärksten ist die südwestliche, die Angriffsseite. Hier zeigen Wall und Graben die mächtigsten Profile, ihre Stärke schwankt und richtet sich nach der Örtlichkeit. Als Besonderheit, die an den Taunusringwällen noch nicht beobachtet

worden ist, ergaben sich vor dem Wallfuss an Stelle der Eskarpe ein 75 cm hoch erhaltenes 70 cm dickes Trockenmüerchen, und auf dem Wallfirst die Reste einer ebensolchen aber 1,70 m starken Mauer, die beide wohl auf die ganze Länge des Grabens durchgeführt waren, da Übereinstimmendes sich auch bei der zweiten und dritten Linie gefunden hat. Holzeinlagen haben wohl nicht bestanden. Das Tor wurde an sorgfältig gewählter und vorbereiteter Stelle des äussersten Hofes, in dem Winkel, den das rückwärts gebogene Wallende mit der steilabfallenden Felskante des Plateaus bildet, nachgewiesen; es war sehr einfach und ohne Einbiegung der Enden angelegt, ist aber leider jetzt sehr zerstört. Die zweite Linie erwies sich als durch Erdabtragungen ausserordentlich verwischt, besonders in ihren mittleren Teilen; doch ergab ein nördlich angelegter Durchschnitt einen flachen Wehrgraben, eine durch ein Müerchen gefestigte Berme, auf dieser eine Palisadenreihe mit 20–25 cm starken, 90 cm voneinander sitzenden Pfählen, endlich 3 m weiter eine auf den Mutterboden aufgesetzte, 1,25 m dicke Trockenmauer aus Schieferplatten, also zusammen eine selten vorkommende Häufung von Annäherungshindernissen. Für die vielen interessanten Einzelheiten sei auf den Text verwiesen. — Der dritte und kleinste Hof bildet ein ganz flaches rundliches Plateau und ist noch zu drei Vierteln von einer 2½ m hohen Böschung eingefasst. Mit besonderer Anschaulichkeit zeigte sich (Taf. IV Prof. G) an der dem zweiten Hof zugekehrten Seite die vorhin geschilderte Anordnung der Annäherungshindernisse. — Nach den wenigen im mittleren Graben und in einem Hüttenboden gefundenen Gefässscherben mit typischen Merkmalen dürfte der Ringwall in die mittlere Latènezeit gehören.

Die Grabungen an den Ringwällen des Dünsbergs wurden von Ritterling 1908 und 1909 fortgesetzt; die Umfassungsmauer ist jetzt bis auf einen kleinen Rest im Süden ringsum untersucht. Ein neuer, sehr grosser Wasserbehälter, ähnlich dem schon 1907 aufgefundenen, wurde am Schulborn entdeckt; ein grosses Gipsmodell davon ist im Museum in Wiesbaden aufgestellt. Die vollständige Ausräumung konnte wegen der hohen Kosten noch nicht vorgenommen werden. Die Fundstücke, meist Scherben, scheinen alle der Spät-Latènezeit anzugehören. Aus Mangel an Geldmitteln konnten die wichtigsten Ergebnisse versprechenden Ausgrabungen 1910 nicht weitergeführt werden.

Die Altenburg bei Niedenstein, Kreis Fritzlar (vgl. Bericht 1905 S. 46 ff. mit Plan) wurde von 1905 an regelmässig einige Wochen lang im Jahr auf Kosten des Kgl. Museums in Kassel und der Röm.-germ. Kommission untersucht. Über die Grabungen bis 1909 unterrichtet ein vorläufiger Bericht von Böhlau, Eisentraut, Hofmeister und Lange (Zeitschr. des Vereins f. hess. Landeskunde 43, N. F. 33 1909 S. 9–49, mit 2 Plänen und 4 Tafeln). Die seither vorgenommenen Grabungen hat meist G. Kropatscheck geleitet.

Die am wenigsten von Natur sichere Nordseite der Burg war besonders geschützt; an ihr lag der natürliche Zugang zur Burg. Ein unterer Wall aus Erde und Steinen umzog den Fuss des Berges, und eine Steinmauer mit reich-

licher Holzeinlage den Rand der Hochfläche, soweit er nicht ausreichend Schutz durch unzugängliche Felsklippen hatte. Die gesamte Befestigung stellt sich in die Reihe der mehrfach vorkommenden doppelten Ringwälle aus der Spät-Latène-Zeit, wie dies nicht nur aus der grossen Menge der in und bei den oberen Werken gefundenen Scherben, sondern auch aus manchen Eigentümlichkeiten der Konstruktion geschlossen werden darf.

Innerhalb des oberen Steinwalls, auf der Hochfläche, waren feuchte Stellen mit vielen Wohnungsresten (*B* auf dem Plan von 1905) festgestellt worden. Hofmeister hat sie durch Freilegung einer grösseren Fläche eingehend untersucht. Trotzdem die Arbeiten ergaben, dass mehrere Siedlungsschichten übereinander liegen (man nimmt deren mindestens vier an), gelang es, neben vielen Scherben und Resten gebrannten Hüttenbewurfs zahlreiche Pfostenlöcher zu finden, die sich noch zu Grundrissen zusammenschliessen. Ist somit für diese Stelle eine längere Dauer der Bewohnung mit Sicherheit erwiesen, so kamen auch auf den anderen Teilen der Burg überall Wohnspuren zutage. Am Ende von zwei schmalen Pfaden, die zu den Klippen hinaufführten, fanden sich im Osten und Südosten die Reste von besonderen Wachtposten, deren einer im Grundriss ein unregelmässig trapezförmiges Rechteck darstellt. Sie dienten zum Schutz von zwei Nebeneingängen. Waren schon bei den früheren Grabungen grosse mit Holz ausgekleidete Zisternen gefunden worden, wie sie Ritterling bereits ein paar Jahre früher auf dem Dünsberg ausgehoben hatte, so ergab sich, dass eine ganze Anzahl von kreisförmigen Vertiefungen, die über das ganze Plateau verstreut sind, ebenfalls die noch heute sichtbaren Spuren solcher viereckigen Bassins sind. Die Holzverschalung war zum Teil noch vollständig erhalten, zum Teil noch deutlich in ihren Überresten zu erkennen; bei zwei besonders charakteristischen Behältern waren die Masse 5,20 : 3,50 und 7 : 4,80 m. Auch jetzt hat sich nicht mit Sicherheit erweisen lassen, ob das grosse Doppelbecken wirklich mit der Tonverarbeitung zusammenhängt, wie seine Entdecker vermuteten; jedenfalls wurden darin keine Spuren von Ton und in der Umgebung auch noch keine Töpferöfen gefunden. Die gut erhaltenen Holzgeräte lassen sich allerdings so deuten, so zwei Schaufeln, ein Holzmesser und eine grosse Stampfkeule („Mörserkeule“ = pilum, vgl. Kropatscheck, Arch. Jahrb. 1908 S. 181). Ausser auf dem Dünsberg sind auch in dem Römerlager Oberaden zwei ganz gleichartige Bassins aufgedeckt worden; ob aber der Schluss berechtigt ist, dass die Germanen mit dem Namen (putei, ahd. phuzzi = Pfütze) auch die Konstruktion von den Römern überkommen hätten, stösst auf zeitliche Schwierigkeiten und muss dahingestellt bleiben.

In den beiden letzten Jahren wurde besonderer Wert auf die Festlegung der Strassen gelegt. Eine ganze Anzahl von solchen Strassen, meist mit fester Steinschotterung versehen, wurde nachgewiesen, die aber möglicherweise auch viel später sein können; sie gehen von den beiden heutigen Durchlässen in der oberen Mauer aus. Der besonders starke Torschutz durch nicht weniger als drei davorgezogene Mauern ist bereits 1905 und in der Zeitschrift a. a. O. erwähnt. Für die mittlere und innere Zwingermauer hat Böhlau nachgewiesen,

dass der eine der beiden Durchgänge, der östliche, neueren Ursprungs ist; für die zwei Durchlässe der Steinmauer aber muss noch unentschieden bleiben, welcher der ältere ist. Doch kann es sich nur um ein relatives Alter innerhalb der Entstehungszeit der Mauer handeln, denn modern ist keiner, weil von beiden alte Strassen auslaufen.

Es erscheint kaum möglich, mit dem Spaten nachzuweisen, ob wir in der Altenburg wirklich das Mattium des Tacitus, das caput gentis Chattorum, zu erkennen haben. Dass die Burg nicht bloss ein starker Zufluchtsort für Fürst und Volk in Zeiten der Not war, ist sicher; wir dürfen auch in ihr einen Versammlungsort, also eine Gauburg erkennen. Ob sie aber ständig besiedelt war, das wagen die Ausgrabungsleiter mit Sicherheit noch nicht zu sagen, wenn auch vieles dafür spricht. Die Funde gehören bis auf einige chronologisch nicht zu bestimmenden Stücke sämtlich der Spätlatène-Zeit an und sind im ganzen ärmlicher als die gallischen aus der gleichen Zeit; sie gehen zusammen mit denen vom Gleichberg, von der Milseburg und vor allem von Bad Nauheim und stellen sich denen von Bibracte, Latène, Hradischt und Manching gegenüber. Starke Brandspuren an den Befestigungen und im Inneren bezeugen eine gewaltsame Zerstörung. Das Dorf Metze, um die möglichen geschichtlichen Zusammenhänge kurz hervorzuheben, liegt 4 km südlich von Niedenstein, also ziemlich entfernt von der Altenburg. Es entspricht aber sprachlich und auch seiner Lage nach am besten dem Mattium des Tacitus. Die Altenburg würde dann die zugehörige Zufluchtsburg sein, die zum caput gentis, d. h. zum Fürstensitz und vielleicht zum Stammesheiligtum der Chatten gehörte. Germanicus verbrannte aber nicht bloss Mattium, sondern eroberte auch die zugehörige Gauburg. Da diese kaum einen besonderen Namen hatte, konnte Tacitus die beiden Ereignisse unter demselben Namen erwähnen. Auch später hiess der Berg einfach „die Burg“ oder, wie heute, Altenburg. Römische Spuren in der Umgebung aus der Zeit des Germanicus fehlen freilich bis jetzt leider gänzlich (s. Kropatscheck, Röm.-germ. Korrb. 1911 Nr. 1).

Mehrere neu aufgefundene Anlagen werden erwähnt Korrb. d. Gesamtvereins 1907 Sp. 343.

Thüringen. In seiner trefflichen Einleitung zum Inventarisationswerk (Die vor- und frühgesch. Altert. Thüringens von Götze, Höfer und Zschiesche, Würzburg 1909) behandelt Götze auch die Ringwälle des Landes, die zum Teil bis in die Bronzezeit zurückgehen. Vor allem zählt er darunter die als Brand- oder Schlackenwälle bezeichneten Anlagen. Götze meint, eine allgemein befriedigende Erklärung dieser Erscheinung sei noch nicht gefunden worden. Zwar will auch er nichts davon wissen, dass man die Wälle absichtlich gebrannt habe, um durch das Zusammenschmelzen der Steine einen festeren Verband oder einen für den Feind unzugänglichen Glasberg zu schaffen; denn das Kalkgestein verfrüchte nicht, sondern zerfalle in der Hitze. Aber auch die jetzt wohl allgemein angenommene andere Erklärung, dass es die Überreste einer mit reichlichem Holzdurchschuss erbauten Trockenmauer sein könnten, will

Götze wenigstens für einen Teil der in Betracht kommenden Wälle nicht gelten lassen.

Das Hügelland Thüringens war mit seinen schroff zu den Flussläufen abfallenden Kalksteinhöhen zur Anlage von Ringwällen und ähnlichen Befestigungen ausserordentlich geeignet. Demgemäss sind an vorspringenden Felsungen Abschnittswälle häufig. Doch bestanden sicherlich viele dieser Abschnittswälle nicht für sich, sondern waren vielfach durch leichtere Annäherungshindernisse, die sich heute freilich nicht immer werden nachweisen lassen, an den wenigen gefährdeten Stellen ebenfalls zum Ring geschlossen. Als Besonderheit sei erwähnt, dass bei der grossen Ansiedlung von Süssenborn keine Spur eines Walls vorhanden ist, während ein 1 m tiefer, mit schwarzer Erde gefüllter Graben gefunden wurde, in dem Götze die Bettung einer starken Palisade erkennt. Im südlichen Vorland nach der Rhön zu und in diesem Gebirge selbst liegen die bekannten keltischen Burgen, an der Nordgrenze des gallischen Einflusses. Als wichtigste und stärkste hat die Steinsburg auf dem kleinen Gleichberg bei Römbild zu gelten, ein Punkt, von wo aus man eine nach allen Seiten sehr ausgedehnte Aussicht hat. Leicht war von hier zu einer Anzahl von kleineren Burgen zu signalisieren, als deren Mittelpunkt die Steinsburg anzusehen ist. Im Inventar selbst wird eine sehr lange Reihe von Ringwällen aufgeführt, von denen manche auch schon untersucht sind, so dass man sagen kann, dass auch in ihren Schuttwällen „zusammengestürzte Trockenmauern stecken, die manchmal mit Holzpfeilen und -Riegeln versteift waren“. Für die vielen interessanten Einzelheiten verweise ich auf das Studium des Buchs selbst.

Genauer behandelt Götze die Disburg (Bau und Kunstdenkmal Thüringens Heft XXXVI 1910) bei Oberkatz, ein Werk, das nach früheren Funden in die Spätlatène-Zeit gehört. Erwähnt sei, dass an der Innenseite an mehreren Stellen parallel mit ihr in 3—4 m Abstand flache Steinrücken liegen, in denen Götze die Reste eines Wehrgangs, mit grösserer Wahrscheinlichkeit aber die Überbleibsel von Wohnungen erkennt, die hier wie an andern Ringwällen an die Innenseite der Umfassung angebaut waren. — Auch die Wallburg bei Queienfeld (ebenda, Meiningen S. 171), deren Grundriss mitgeteilt wird, ist möglicherweise vorgeschichtlichen Ursprungs; doch haben Grabungen noch nicht stattgefunden. — v. Strenge (Mitt. d. Vereinigung f. gothaische Geschichte und Altert. 1905) bespricht das „Schlösschen“ bei Haina und erwähnt, dass im Kern des Hauptwalls der Rest einer grossen Steinmauer festgestellt wurde. Die Funde waren unbedeutend und nicht datierbar.

A. Müller beschreibt in der Zeitschr. d. Ver. f. thür. Gesch. und Altertumskunde (N. F. XVII Heft I 1906 S. 177) die vorgeschichtlichen Wallanlagen bei Schwarzbach bei Triptis, leider ohne einen Plan beizugeben. So ist die Beschreibung nicht klar genug; insbesondere scheint mir mehr konstruiert zu werden, als der örtliche Befund zulässt; die alten „Wege“, die erwähnt werden, dürften nach der Schilderung vielmehr richtige Ackerterrassen gewesen sein.

In diesem Zusammenhang sei erwähnt, dass Verworn (Korrbl. der Ges.

f. *Anthrop.* 1909, S. 22) die Ringwälle der Gegend von Göttingen alle in die Spätlatène-Zeit versetzt; so den auf dem Hünstollen, auf der Plesse, die Lengder Burg. Verworn vertritt die Ansicht, dass es sich dabei nicht um ständige Wohnsitze, sondern um Zufluchtsburgen für den Fall der Not handle. Grabungen haben bisher, wie es scheint, noch nicht stattgefunden, die diese Ansicht erweisen könnten. Der Hünstollen wurde 1905 vom Göttinger Verein untersucht; damals nahm man nicht altgermanische, sondern vorfränkische Entstehung an.

Norden und Osten Deutschlands. Auf die Besprechung der als nachrömisch erwiesenen Befestigungsanlagen, besonders der aus sächsischer Zeit, muss hier verzichtet werden, damit der Bericht nicht zu sehr anschwillt. Ich weise nur hin auf die sorgfältige Zusammenstellung der Burgwälle des Ruppiner Kreises durch Bartelt und Waase (*Forschungen z. Früh- und Vorgesch. Europas*, 1. Heft, herausgeg. v. G. Kossinna, 1910) mit 21 Tafeln und einer Übersichtskarte. Es handelt sich ausschliesslich um wendische Anlagen.

Eine ausgezeichnet erhaltene Befestigung aus dem Grenzgebiet zwischen voroslavischer und slavischer Zeit ist die Räuberschanze, gewöhnlich falsch Römerschanze genannt, bei Potsdam, die von Schuchhardt und Agahd eingehend untersucht und von ersterem in genauem Ausgrabungsbericht in der *Präh. Zeitschr.* I, S. 209 ff. geschildert worden ist; auf diesen Bericht sei hier für alle Einzelheiten verwiesen. Schuchhardt scheidet deutlich nach den Funden eine voroslavisch-germanische Periode und eine frühslavische; die erste setzt er in die Latène-Zeit und ist nicht der Ansicht, wie z. B. Kiekeley (Zeitschr. f. Ethn. 1909 S. 132), dass diese ältesten Teile der Ringburg den Trägern der Lausitzer Kultur (also den Thrakern oder Karpodakern) zuzuschreiben seien. Die Umfassung bestand aus einer etwa 3,5 m dicken und nach zuverlässiger Schätzung etwa 3,30 m hohen Mauer aus Erde und Holz, vorn und hinten durch eine starke Holzwand gehalten. Das Füllmaterial war gleich hinter der Mauer gewonnen worden. Beide Wände waren durch Balkeneinlagen miteinander verbunden. Von den Toren zeigte eins eine Breite von 5 m, ein zweites war ein Doppeltor mit einem langen in das Innere vorspringenden Holzbau, der wie der vorgenannte die Spuren mehrfachen Umbaus nach der Zerstörung durch Feuer zeigte. In slavischer Zeit wurde das ursprünglich etwa 6,5 m breite Tor auf 3,5 m verengert. Auch Gräben wurden erwiesen. Besonders wichtig sind die Ergebnisse der Grabungen in dem Innern, bei denen zahlreiche Hausreste aus den verschiedenen Perioden der Besiedlung ausgegraben wurden; nicht minder anregend sind die vergleichenden Beobachtungen, die Schuchhardt über den Typus des ältesten Hausbaus daran anknüpft.

H. Grosse macht in der *Zeitschr. f. Ethnol.* 1909 auf die höchst bedauerliche Zerstörung des slavischen, vielleicht auf älterer Grundlage errichteten Rundwalls bei Möllendorf (Kr. Luckau) aufmerksam und gibt dazu beachtenswerte Notizen über diese und verwandte Anlagen. Trotzdem, oder gerade weil der Wall im Gemeindebezirk ist, waren alle Versuche vergebens, die Abtragung abzuwenden; es ist dies ein Fall, der dringend die Notwendigkeit eines Denkmalschutzgesetzes erweist.

Die Ringwälle der Oberlausitz sind von Schmidt, Feyerabend und Schuchhardt untersucht worden (s. Bericht 1906/07 S. 46). Nicht lange nacheinander haben sich die beiden erstgenannten über die Ergebnisse geäußert, Feyerabend im *Mannus* I. Suppl. S. 51 = *Korrbl. f. Anthr.* 1910 S. 88, Schuchhardt schon vorher *Zeitschr. f. Ethn.* 1909 S. 507 und *Korrbl. f. Anthr.* 1910 S. 89. Dabei stellte sich heraus, dass alle in Frage kommenden Ringwälle von wirklichen Befestigungsmauern umzogen sind. Von dem Wall auf dem Protschenberg bei Bautzen ist zudem eine Grabungsskizze von 1830 erhalten, die eine ca. 3 m dicke Steinmauer mit einer Front von dichtgestellten Pfosten aufweist. Also mit einem „Altar“ oder einer Eisenschmelze ist es nichts. Die Scherben gehören alle in vor-slavische Zeit. Das gleiche gilt für die Funde vom Löbauer Berg; die Umfassung war eine aus Steinen mit Holzdurchschuss errichtete Mauer. Slavisch dagegen sind die Anlagen auf dem Stromberg und der untere Wall der Landskrone; sie zeigen 4 m starke Mauern mit einer Front aus grossen Steinen und einer Rückwand aus Holz; beide Wälle sind im Feuer untergegangen, wie es auch mit dem mittelaltrigen Wall auf dem Hochstein der Fall ist.

Schmidt dagegen (s. *Mannus* a. a. O.) hält an seiner Bericht 1906/07 mitgeteilten Ansicht fest, die er zuletzt in dem Aufsatz: Die vorgeschichtlichen Ringwälle in der Amtshauptmannschaft Löbau i. S. (*Jahresberichte der Ges. f. Anthr. und Urgesch. der Oberlausitz* II, Heft 1) eingehend auseinandergesetzt hat. Ich wüsste dem im letzten Bericht Gesagten nichts zuzufügen; der Verlauf der Untersuchungen hat meine Ansicht lediglich bestätigt.

Alpenländer. Neue Wallburgen im Etschtal zwischen Meran und Bozen beschreibt O. Menghin in den *Mitt. d. anthrop. Ges. in Wien* XXXX 1910 S. 161 ff. Haben u. a. neuerdings Ausserer und Reich¹⁾ die Caslire der Umgegend von Kastelruth und des Trientiner Landes zum Gegenstand ergebnisreicher Untersuchungen auf bisher so gut wie ganz unbebautem Gebiet gemacht und dabei weit über 100 derartige Anlagen festgestellt, so erfahren wir hier von einer Reihe ebenfalls seither unbekannter Befestigungen eines engbegrenzten Gebiets; es wäre zu wünschen, dass diese sorgfältige Arbeit recht viele Nachfolger fände, denn sie zeigt, wieviel für Tirol noch in der Ringwallforschung zu tun ist. Die Erscheinungen hier und dort gleichen sich ziemlich. Die meist nicht sehr ausgedehnten Caslire liegen im Mittelgebirg unter 1200 m; doch habe ich unter Ausserers Führung neben den interessanten Casliren bei Kastelruth auch den auf dem Ozol im Nonsberg in der Höhe von 1600 m besucht. Menghin sagt kaum zu viel, wenn er meint, fast jeder Hügel, der die Bedingungen der Festigkeit und weiten Ausblicks erfülle, habe eine solche Anlage getragen.

1) Die beachtenswerten Aufsätze Reichs stehen an entlegener Stelle; ich gebe deshalb die Literaturnachweise: *Castellieri dell' Alto Adige* (*Archivio per l'Alto Adige* III, Heft 4, 1909). *I Castellieri del Trentino* in *Bolletino della società Rododendro* 1905, Nr. 6; 1906, Nr. 3, 6; 1907, Nr. 1; 1908, Nr. 3, 4, 7, 9; 1909, Nr. 4. Fortsetzung in *La Paganella* 1910 Nr. 3, 4, 5. Im ganzen werden 134 Castellieri aufgezählt und kurz beschrieben.

Schwierig sind, wie allerwärts, die chronologischen Fragen. Während noch neuerdings manche die Entstehung der Caslire ins Mittelalter herabrücken wollten, hält Menghin am vorrömischen Ursprung weitaus der meisten fest. Spätneolithische Siedlungen finden sich in allen Haupttälern Tirols; bei denen von Serso, Gries und Tierno werden Trockenmauerreste erwähnt, aber in den beiden erstgenannten kamen auch Funde aus späteren prähistorischen Perioden zum Vorschein. In Tierno dagegen fanden sich ausser einer römischen Befestigung keinerlei andre als steinzeitliche Reste. Für einige andre Stationen ist neolithischer Ursprung nicht ausgeschlossen, aber auch noch nicht erwiesen. Bronzezeitliche Entstehung stellte Wieser bei einer Anlage bei Bruneck fest, und Menghin vermutet sie für eine gleichnamige und gleichartige bei Gais; beide Örtlichkeiten heissen Pipe (Biburg? Wieser). Weitaus die meisten der nicht allzu grossen Zahl von zeitlich bestimmbareren Casliren gehört dagegen den auf die späteste Bronzezeit folgenden Zeitabschnitten an; bei sehr vielen ist man beim Mangel an Funden oder bei deren Undeutbarkeit auf vorsichtige Vergleichung angewiesen. Nur ganz vereinzelt nimmt Menghin frühmittelaltrige Entstehung an.

Auf Schweizer Gebiet hat Furrer das Refugium auf dem Eppen-berg (Aargau) untersucht und im Anz. f. Schweiz. Altert. X 1908 S. 177 ff. beschrieben. Auf dem sog. Burgfelsen, der eine weite Aussicht bietet und an drei Seiten keines künstlichen Schutzes bedarf, liegt die Befestigung, die die Süd- und Südwestfront zu decken bestimmt war. Sie besteht in einem 600 m langen mächtigen Erdwall, der zum Teil eine Steinmauer birgt, zum Teil nur aus dem dem Graben entnommenen Material besteht. Vorgelagert ist ein 15 m breiter, 1—2 m tiefer Graben. Nach Süden zu ist der Wall so errichtet, dass er eine Art von Terrasse bildet; nur nach aussen ist er 8 m hoch, nach innen an vielen Stellen nur 1—2 m. Der Graben fehlt hier ganz. Die Anlage wird in die Latène Zeit gesetzt.

Frankreich. Die Commission d'étude des enceintes préhistoriques (s. Bericht 1906/07 S. 33) hat ihre Arbeiten regelrecht fortgesetzt und bis jetzt in 42 Berichten ein staunenswert reiches Material herausgegeben. Sie enthalten in meist knapper und, wie es die Sache mit sich bringt, nicht ganz gleichmässiger Form eine Fülle von wertvollen Einzelheiten für die Inventarisierung und bilden eine feste Grundlage für systematische Ausgrabungen. Die zahlreich mitgeteilten Grundrisse geben eine Vorstellung von der grossen Mannigfaltigkeit aller dieser Anlagen auch in Frankreich. An verschiedenen Stellen, da wo Grabungen zugrunde liegen, sind auch bezeichnende Funde in Abbildungen mitgeteilt.

Déchelette (Manuel d'arch. préhist. I S. 368) weist darauf hin, dass ein grosser Teil der französischen Ringwälle früher ist als die Latène-Zeit, ja, dass sie zum Teil bis in die neolithische Periode zurückgehen. Wenn sich auch einige sicher dieser Zeit zuweisen lassen, so z. B. die Anlage auf dem Mont Vaudois (Haute-Saône), so hebt Déchelette doch mit Recht hervor, dass es noch zu früh ist, eine Kennzeichnung dieser Befestigung der Steinzeit für

Frankreich zu versuchen, ja selbst ein Verzeichnis von ihnen aufzustellen. Es ist schade, dass der Aufsatz von Lehner in der Präh. Zeitschr. noch nicht erschienen war, als Déchelette sein Werk herausgab. Bezeichnend für diese, von Déchelette allgemein vorgeschichtlich genannten Befestigungen Frankreichs scheint ihre im Vergleich mit den keltischen Oppida geringe Grösse zu sein, wie aus Beispielen besonders in der Franche-Comté hervorgeht. Was für den Michelsberg, für Urmitz und Mayen erwiesen ist, das nimmt Déchelette auch für die französischen befestigten Siedlungen aus der gleichen Zeit an: sie waren ohne Mauern, meist aus blossen Erd- oder rohen Steinwällen umgeben; auch bedeutende Gräben kommen vor.

Über neue Untersuchungen im östlichen Frankreich berichtet A. Grenier (*Annales de l'Est* XXIV, 1910); der Ringwall von Gugnèy ist in die Bronzezeit zu versetzen. In einem zugehörigen Grab wurde eine polierte Steinvase gefunden, wie sie bis jetzt in Westeuropa noch nirgends vorgekommen ist. Eine zweite Anlage, der Camp d'Affrique, gehört nach den Funden zu den typischen Latènebefestigungen und weist auch stellenweise Verschlackung auf.

H. Dragendorff gibt im Arch. Anzeiger 1911 S. 441 eine gute Übersicht über den Mont Beuvray (Bibracte), in der nicht nur die Funde sondern auch die allgemeineren Fragen der für alle Ringwallforschung so wichtigen Anlage übersichtlich behandelt werden.

In **England** hat der Congress of archaeological societies ein Committee for recording ancient defensive earthworks and fortified enclosures gebildet, dessen Sekretär, Mr. A. G. Chater, 1910 ein Schema für Berichterstattung herausgegeben hat. Da der Kommission namhafte Archäologen angehören, darf ein günstiges Ergebnis erwartet werden; schon die in dem Schema mitgeteilten Grundrisse bieten viel des interessanten. Nützlich ist die beigegebene Bibliographie über das bisher Geleistete. Erwähnt sei wenigstens ein zusammenfassender Aufsatz, nämlich der von Th. J. Westropp in den *Transact. of the Roy. Irish Acad.* XXI Part. 14 1902, in dem das Ergebnis zwanzigjähriger Studien über alte Befestigungen in Irland vorgelegt wird. Auch hier fehlt es noch ganz an wissenschaftlichen Untersuchungen; deshalb muss auch noch auf ethnologische Betrachtungen und chronologische Vermutungen verzichtet werden. Die vergleichenden Abschnitte über ähnliche Anlagen ausserhalb Irlands leiden an der Unvollständigkeit des dem Verf. zur Hand gewesenen literarischen Materials.

Hochäcker.

Auch für dies Gebiet liegen zahlreiche neue Forschungen vor.

A. Schliz (*Beiträge zur Kulturbewegung der Bronze- und Hallstattzeit in Württemberg*, Vierteljahrshefte f. Landesgesch. N. F. 1908 S. 135 ff.) erkennt zwar an, dass sich für andere Gegenden möglicherweise Ringwälle und Hochäcker der Latènezeit zuschreiben lassen, schiebt aber die Einrichtung der Hochäcker in Württemberg in die Hallstattzeit hinauf, wie es vor ihm bereits einzelne bayrische Forscher getan hatten. Entscheidend ist dafür nach Schliz

das Verhältnis der Hochbeete zu den Grabhügeln. Im Gebiet von Heilbronn liegen die Hochäcker in derselben Zone wie die Ringwälle und Nekropolen aus der Bronze- und Hallstattzeit. Wichtiger als die auffallend nahe räumliche Beziehung zwischen diesen Bodenaltertümern sind die Gründe, die Schliz aus dem örtlichen Befund an einzelnen Stellen schöpft. Am Schweinsberg (a. a. O. S. 253) teilen sich die Beete um ein grosses Hallstattkrematorium, um weiter unten einen Hügel der Bronzezeit zwischen sich zu fassen; sie müssten also bestimmt nach den Hügeln angelegt worden sein, also frühestens am Ende der mittleren Hallstattperiode. Einen terminus ante quem erkennt Schliz im Fuchslochwald, wo ein Aschenhügel, ein ähnliches Krematorium wie das vorhin erwähnte, deutlich über zwei Beeten angelegt sei. Nach diesen und anderen Beobachtungen setzt Schliz die Entstehung dieser Hochäcker in den Beginn der späteren Hallstattzeit (700—500 v. Chr.). Nach Reineckes Augensehein handelt es sich aber bei diesen Punkten gar nicht um richtige Hochäcker, sondern um Wasserrisse und Hohlwege, die auch sonst so oft zu Verwechslungen Anlass gegeben haben und noch geben.

F. Weber (Neue Beitr. z. Gesch. v. Oberbayern XVI S. 24 des Sonderabdr.) behandelt für Oberbayern die Hochäckerfrage zusammenhängend. Durch die nunmehr erschienene Inventarisierung ist ein Überblick über diese Art der Ackerbestellung ermöglicht, wenn auch noch lange nicht alle erhaltenen Spuren ermittelt und kartographisch festgelegt sind. Die Hochäcker haben nach Weber die Donau nicht wesentlich überschritten, und sie stehen in Oberbayern in keinem Zusammenhang mit den Hügelgräbern, beide Arten von Bodenaltertümern gehören verschiedenen Zeiten an. Für die angrenzenden Kreise von Oberpfalz und Mittelfranken hat sich durch die Inventarisierung ergeben, dass es keine wirklichen Hochäcker sind, auf denen Hügelgräber liegen sollen, dass vielmehr das, was man seither so bezeichnete, davon ganz verschieden ist. Das ist auch die Ansicht von Reinecke, der solche unregelmässigen Gebilde in Mittelfranken kennt, die von Naue und andern als Beweisstücke für ihre Ansicht herangezogen worden sind. Andererseits weist Reinecke darauf hin, dass es neuzeitliche Hochäcker in der Oberpfalz, in Mittel- und Unterfranken, in Südthüringen wie im westlichen Württemberg gebe.

Oberbayern selbst war ursprünglich in seiner ganzen Ausdehnung in der Gestalt des Hochäckerbaus besiedelt. Als (nach Weber) die Bajuwaren einzogen, verschwanden unter ihrer Art der Bodenbestellung in dem fruchtbaren Land der nördlich gelegenen Striche die alten Hochäcker, so dass sie jetzt da bis auf ganz geringe Spuren fehlen. Im ertragloseren Teil nach Süden, nach dem Gebirg zu, sind sie dagegen in dichten Fluren erhalten. Nach Weber ist dies das Gebiet, in das sich die alte keltisch-römische Bevölkerung vor den eindringenden Bajuwaren zurückzog; er erkennt darin den sichersten Beweis, dass der Bau der Hochäcker eine Eigenheit der Bewohner in der Latènezeit war.

Inzwischen hat seit dem Erscheinen des letzten Berichts in Südbayern die Hochäckerforschung eine neue Wendung genommen. Auch der landes-

kundige Kurat Frank in Kaufbeuren hat die Wichtigkeit dieser Arbeiten für die gesamte Bodenforschung und die älteste Chronologie erkannt und ist in einer grösseren Anzahl von Aufsätzen der von ihm herausgegebenen Deutschen Gaue darauf eingegangen. Die Ergebnisse sind derart, dass sie an dieser Stelle hervorgehoben werden müssen. Frank ist in Übereinstimmung mit den Ausführungen von S. Wetzel, der in einem auch Bericht 1906/07 S. 32 für die Ringwälle angeführten Aufsatz der Württemb. Vierteljahrshefte für Landesgesch. N. F. 1897 S. 386 ff. die Hochäcker in dem von ihm behandelten Gebiet zwischen Donau und Iller zum Gegenstand seiner Untersuchungen gemacht hatte. Schon Wetzel hat den Schluss gezogen, die Hochäcker könnten nicht vor der Römerzeit entstanden sein; denn 1. sind die Gruben, aus denen das Material für eine sicher als römisch erwiesene Strasse genommen worden ist, von Hochäckern überpflügt, ja an manchen Stellen diese Strasse selbst; 2. (S. 401) sind Grabhügel überackert, und 3. (S. 424) finden sich Schanzen (nach Reinecke aus der Spätlatènezeit wie Gerichtstetten), deren Wälle ebenfalls deutliche Spuren von Hochäckern zeigen. Frank hat sich nun mit Eifer der Erforschung dieser Erscheinungen in seinem Arbeitsgebiet zugewandt, wobei vor allem auch die technische Seite, die Frage nach der Entstehung der Hochbeete, behandelt wird (D. Gaue VIII 1907 S. 45 u. 146 ff.). Es ist Frank kein einziger Fall bekannt, dass Hügelgräber auf Hochäckern liegen, wohl aber kommen Beete neben oder über tumuli vor. Seine eigenen Bodenstudien haben es Frank gewiss gemacht, dass die Aufnahmen Vogts, auf denen die Ansichten Rankes und Webers beruhen, in entscheidenden Punkten unrichtig sind (D. Gaue VIII, 142). Ich verweise besonders auf D. Gaue VIII, S. 148 ff., wo die Römerstrasse Grünwald-Kleinhelfendorf in ihren Beziehungen zu den Hochäckern eingehend geschildert wird. Frank gibt die letzten zusammenhängenden Ausführungen D. Gaue XI, 180 und vor allem XII, 33 ff. Darnach ist die Entstehung der südbayrischen Hochäcker nicht früher als um 500 n. Chr. zu setzen und eine Eigentümlichkeit germanischer Völker. Frank hebt wiederholt hervor, dass es sich bei seinen Nachweisen nur um sein eigenes Arbeitsfeld handle, und gibt die Möglichkeit zu, dass schon in früheren Perioden Hochäckerbau geübt worden sei, von dem er allerdings keine Beispiele kennt.

In einem Vortrag (Der Sammler vom 31. I. 1911 = D. Gaue XII, S. 35 ff.) wendet sich Ohlenschlager gegen Frank und Wetzel. Man dürfe aus der Tatsache der Überackerung einer Römerstrasse nicht schliessen, dass das Ende der Römerherrschaft um 500 durch die Germanen herbeigeführt worden sei. Es müsse daran festgehalten werden, dass die Überackerung durch vorgermanische Einwohner ebensogut vor wie nach 500 könne stattgefunden haben. Ohlenschlager, dem Weber und Eidam beipflichteten, hält an seiner früher ausgesprochenen Ansicht fest, dass der Hochäckerbau in Bayern wahrscheinlich schon vor, aber auch während der Römerzeit üblich war, bis sich die vorgermanische Bevölkerung nach und nach mit der eingewanderten germanischen verschmolz.

Dagegen macht nun Frank (D. Gaue XII S. 44 ff.) geltend, dass die urkundlich im 13. und 14. Jahrhundert vorkommenden Wälder deshalb nicht

schon im 6. Jahrhundert bestanden haben müssen, dass auch die Forsten an manchen Orten über verödete Äcker vorgeschoben worden seien, wo sie dann in enger Verbindung mit den Gemeindegrenzen stehen. Aus einer Karte des Grünwalder Forstes von 1774 geht hervor, dass gerade die Hochäckerstreifen nichts anderes sein können, als ehemalige Äcker der umliegenden Gemarkungen. Die Hochäcker, die z. B. im Innern dieses Waldes vorkommen, gehören wahrscheinlich zu dem ausgegangenen Ort Wernbrehthesprunnen, das im Cod. Trad. von Schäftlarn erwähnt wird. Zahlreiche Stücke sicherer Römerstrassen sind als von Hochäckern zerstört festgestellt worden. Die jetzt noch erhaltenen Hochäckerfluren schliessen sich als Kreise oder Halbkreise an die heutigen Gemarkungen an, sind also Teile eben dieser Feldfluren, die früher mit bebaut, dann aber mit dem Fortschreiten der Feldwirtschaft aufgelassen worden sind. Als Beweis dafür führt Frank an, dass an manchen Stellen die alten Hochäckerparzellen in die heute noch geltenden Grundbücher eingetragen sind. — Soeben geht auch P. Reinecke in einem Aufsatz Zum Alter der Hochäcker (Anthrop. Korresp.-Blatt 1911 April) auf die Frage ein und tritt vorbehaltlos auf die Seite Franks. Der Hochäckerbau ist demnach keine Stammeseigentümlichkeit, sondern hat seinen Grund in der Bodenbeschaffenheit. An vielen Punkten ist bereits Flurzwang und Gemengelage vorauszusetzen, da die geschlossenen Hochäckerbestände vielfach in mehr oder minder kleine Parzellen zerfallen, die zu Siedlungen deutschen, nicht aber romanischen oder keltischen Charakters und Ursprungs gehören. Zur Zeit, als die Römerstrassen durch Hochäcker zerstört wurden, müssen gegen früher wesentlich veränderte Verkehrs-, Wege- und Siedlungsverhältnisse bestanden haben, denn die Hochäcker nehmen an nicht wenigen Stellen deutlich Bezug auf mittelaltrige Strassenzüge, ja auf Feldwege, und überpflügen solche römischen Strassen, die nachweislich noch im frühen Mittelalter mit Fuhrwerk oder als Saumpfade benutzt wurden.

v. Geyr und Gössler (Hügelgräber im Illertal bei Tannheim S. 24) kommen zu dem gleichen Ergebnis, dass die Hochäcker bei Tannheim jungen Ursprungs sind. Denn „die Beete umgeben teils die Hügel, teils schneiden sie sie an, teils gehen sie direkt in gerader Linie darüber hin.“ „Die Gräber IV und XII waren so vollständig überackert, dass sie sich nur als geringe Erhöhung über dem Gelände erwiesen.“ (Abb. 15.)

Nach alledem gehören die viel umstrittenen Hochäcker in das Mittelalter, sind Eigentum deutscher Völker, und dürften demnächst aus unseren Berichten verschwinden.

Wenn auch Reinecke darauf hinweist, dass weder in Mitteldeutschland noch in Norddeutschland (Altmark, Spreewald) Hochäcker fehlen, die er ebenso wie die bayrischen für mittelaltrig-neuzeitlich hält, so finden sie sich doch meines Wissens nirgends in der Ausdehnung wie in Oberbayern. Jedenfalls sind viele Gebiete Mitteldeutschlands davon frei. So weisen die zahlreichen noch nicht veröffentlichten Siedlungen in Oberhessen, die ich in den letzten Jahren besucht habe, zwar reichliche Spuren von Ackerbau in den alten Waldbeständen auf, aber nur in der Form langgestreckter, der Bergwand horizontal

angeschmierter Terrassen von mehr oder weniger grosser Ausdehnung nach Länge und Breite. In Hessen wenigstens gibts weder alte noch neue Hochäcker.

Dasselbe weist Götze für das eigentliche Thüringen nach (Die vor- u. frühgesch. Altert. Thüringens 1909 S. XXXIV). Längere Terrassen bezeichnen die Lage von alten Äckern, und dass gerade auf und an den Bergen Feldbau getrieben

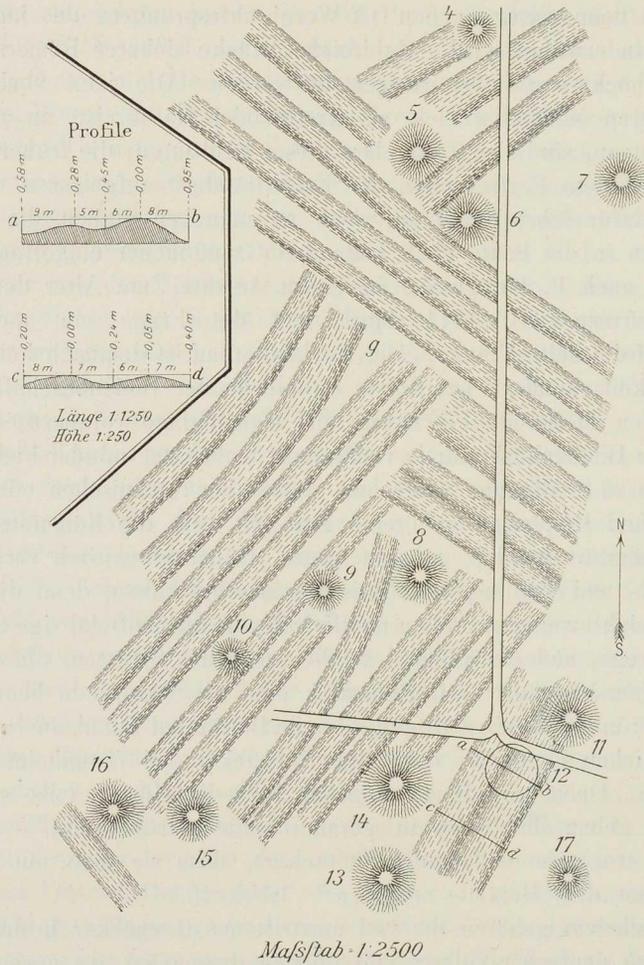


Abb. 15. Hochäcker bei Tannheim.

wurde, wird durch die reichlichen Funde von Gerätschaften bezeugt, wie Pflugscharen, Sensen und Sichel, die auf den Terrassen gemacht worden sind (ebenda Taf. XVI 232 u. 235).

Podien.

Untersuchungen an Podien oder Wohnterrassen sind durch Gutmann im Gebiet des Ringwalls von Oltingen (Anz. für els. Altert. II S. 107)

genommen worden. Dass es sich um richtige, in die Berglehne eingeschnittene Podien handelt, zeigt ein Blick auf Abb. 16. Wohngrube I hatte 4 m Durchmesser und war kreisrund; um die Peripherie zog ein 50 cm breiter, leicht abgeschrägter Rand (auf der Abbildung nicht erkenntlich), auf dem nach Gutmann wohl die Hüttenwand oder das Dach ruhte. Pfostenlöcher wurden nicht gefunden, aber einzelne Brocken Hüttenlehm. An der tiefsten Stelle lag die Sohle 65 cm unter der Oberfläche; der Eingang führte in 1 m Breite und 80 cm Länge von der gegenüberliegenden Seite ins Innere. Auf vielen, aber nicht allen Hüttenböden wurde eine Herdstelle mit Aschen- und Kohlenresten gefunden, in den meisten auch so zahlreiche Silexsplitter, dass angenommen werden muss, es seien hier Steingeräte hergestellt worden. Diese runden Hütten, deren etwa acht ausgegraben wurden, ohne dass sich Anhaltspunkte für die Zeitstellung ergeben hätten, hält Gutmann für älter als

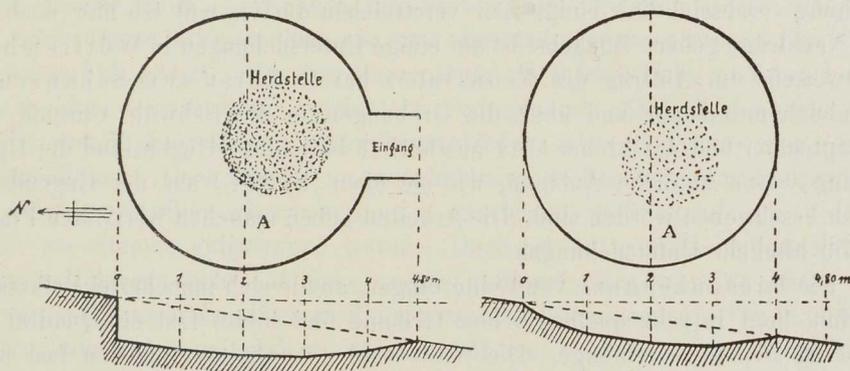


Abb. 16. Podien bei Oltingen. (Nach Anz. f. els. Altert. II.)

einige Hüttenüberreste; diese haben rechteckige Form (Nr. 10: 7,30 zu 3,50 m) und sind von Steinwällen umgeben, die in den untersten Teilen noch Lagen geschichteter Steine aufweisen, so dass ein Unterbau aus Trockenmauern vorausgesetzt werden darf. Es wäre sehr zu wünschen, dass diese schon jetzt ertragreichen Untersuchungen recht gründlich fortgesetzt werden könnten.

Ein wohlerhaltenes Podium schildert Thomas (Nass. Ann. 1910 S. 9 Abb. 1) von der Hünnerburg, deren Befestigungsanlagen der fränkischen Zeit angehören. Die vertiefte, regelmässig ovale Wohnstätte ist von einem Kranz von 9 nur wenig tief sitzenden Pfostenlöchern umzogen; zwei weitere Pfosten dienten zur Stütze der Überdeckung einer tangential vorspringenden 2,5 m langen Schirmwand zum Schutz des Eingangs, dessen Böschung in den Boden eingeschnittene Stufen aufwies. Die Funde waren dürftig, reichten jedoch zur Bestimmung der Örtlichkeit als Wohnplatz hin. Auch auf der Altburg bei Singhofen (ebenda S. 80) wurden reichliche Spuren von Wohnstellen gefunden.

Götze erwähnt (Altert. Thüringens an vielen Stellen) Podien, die sich an den Ringwällen innerhalb und ausserhalb der Befestigungslinien finden;

wie sonst zeigen sie die Gestalt kleiner, an der Bergwand angebrachter Terrassen.

Die Zinkstöcke zu Abb. 1 und 3 verdanken wir der Schriftleitung der Fundberichte aus Schwaben, 4 und 15 dem Verlag von Paul Neff, Esslingen, 5 dem Verlag von W. Kohlhammer, Stuttgart, 8, 9 und 11 der Vermittlung von Dr. Sprater und 7 der Redaktion der Mainzer Zeitschrift.

Abgeschlossen April 1911.

Nachtrag.

Bis Februar 1912.

Da bis zum Erscheinen eines weiteren Berichtes über die Ringwallforschung voraussichtlich einige Zeit verstreichen dürfte, will ich hier noch ein paar Nachträge geben. Zunächst ist auf einige Untersuchungen in Württemberg hinzuweisen. Im Auftrag des Konservators hat G. Bersu zwei Schanzen im Schönbuch untersucht und über die Grabungen in der Schwäb. Chronik vom 20. September und 4. Oktober 1911 ausführlich berichtet. Gegenstand der Untersuchung waren ähnliche Anlagen, wie sie oben (S. 27 f.) aus der Gegend von Lorsch beschrieben worden sind. Die Arbeiten geben manchen wertvollen Fingerzeig für ähnliche Untersuchungen.

Die Riesenschanze von Echterdingen, an die sich mancherlei Volkssagen knüpfen, liegt in sehr quellenreichem Gelände und bildet fast ein Quadrat von 98:97:92:91,5 m Seitenlänge. Die Wälle sind gut erhalten; um den fast überall noch 1 m hohen und 9 m breiten Wall zieht aussen, als flache, jetzt zugeschwemmte Mulde erkennbar, ein Spitzgraben von ursprünglich nur 2 m Breite und 1,60 m Tiefe. Der Zugang lag in der Mitte der Nordseite; die Durchfahrt war etwa 10 m breit. Bis auf den gewachsenen Grund geführte breite Schnitte zeigten, dass auf einer starken, abgetrepten Erdanschüttung eine holzversteifte Trockenmauer sass, deren Trümmer jetzt in regellosem Durcheinander die Rückseite des Erdwalls bedecken. Weil die Anlage nicht durch Brand zugrunde ging, haben die mit Sicherheit vorauszusetzenden Holzpfeiler keinerlei Spuren hinterlassen; sie sind vielmehr in dem Lehm vollständig aufgezehrt worden. In einem der Schnitte zeigte sich noch die mauerartige Packung der Steinschichten. Durch die bis an den Grabenrand herangeführte Erdaufschüttung wurde der Graben verbreitert, und zwar so, dass sein innerer Rand um 1,40 m höher als der äussere liegt. Nach ihm kam eine flache Berme von 3,40 m Breite, an deren Ende sich dann die Mauer erhob, die nach vorn stark geböschet gewesen zu sein scheint. Diese Konstruktion war auf allen vier Seiten gleich. Eine Besonderheit der Echterdinger Schanze, die bei solchen Anlagen noch nicht beobachtet wurde, ist das Vorhandensein von Ecktürmen, von deren Einrichtung sich allerdings nichts mehr feststellen liess; nur die wesentlich reichlicheren Schuttmassen erweisen, dass die Ecken durch

besonders starke Anlagen ausgezeichnet waren. Am Tor setzt der Graben nicht aus, war also überbrückt, und im Torweg selbst fehlt Anschüttung und Mauerabsturz; die Gestaltung des ganzen Bauteils blieb aber unklar. Eine grössere Anzahl von Versuchsgräben im Innern vermochte keine Spur intensiver Besiedlung festzustellen. Der einzige Fund besteht in einer auf der Grabensohle erhobenen Scherbe, von der sich aber nur sagen lässt, dass sie prähistorisch ist; Erwähnung verdient, dass früher im Innern ein Regenbogenschüsselchen gefunden wurde.

Zur Datierung der Schanze ist man daher auf Analogieschlüsse angewiesen, die sich für die Riesenschanze auf die Funde der zweiten Anlage im Schönbuch, der Schanze bei Einsiedel, stützen können; sie liegt 13 km von jener südlich. Äusserlich sind die Wälle weniger gut erhalten, da zwei Seiten fast völlig eingeebnet und zudem die Anlagen von Wegen durchschnitten sind. Nur auf der Südostseite ist der Wall noch 1,40 m hoch erhalten. Auf dieser Front, in der Mitte, liegt auch der einzige alte Eingang. Die Anlage ist der Echterdinger sehr ähnlich, nur sind die Masse etwas grösser; das Rechteck misst 128:134 m. Um das Ganze läuft ein 2,10 m tiefer, 4,50 m breiter, bis in das Grundwasser reichender Spitzgraben. Die Konstruktion des Walles war in Einzelheiten überall verschieden, aber doch der von Echterdingen ähnlich. Doch konnte an verschiedenen Stellen erwiesen werden, dass ein hölzerner Aufbau abgebrannt war, an dessen Stelle dann eine Trockenmauer aus Steinen aufgetragen wurde. Doch ist zu bemerken, dass die verbrannten Holzreste nicht auf einen „*murus gallicus*“ oder auf eine starke Holzpalisade, sondern eher auf einen Flechtwerkzaun hinweisen. Am Tor fanden sich Spuren, die auf eine spätere Holzkonstruktion hinweisen; die Wangen des Walls sprangen nach aussen wie nach innen etwas vor und waren beiderseitig durch Bündel von senkrechten Balken abgesteift, so dass die Einfahrt zu einem ziemlich langen, von Holzwänden eingefassten Weg wurde, der 3 m breit war. Einzelheiten sollen an dieser Stelle später untersucht werden. Die Zeit der Schanze, deren bis jetzt von den Grabungen noch nicht berührtes Innere noch Aufklärung erwarten lässt, ist durch zahlreiche verzierte Scherben als die Spätlatènezeit bestimmt. Neben grobem, mit der Hand hergestelltem Geschirr kommt auch feine dünnwandige, auf der Scheibe gedrehte Ware vor; das meiste lag im Graben vor dem Tor.

Das Rusenschloss (Hohengerhausen), O.-A. Blaubeuren (s. oben S. 13), behandelt Gössler nach seinen Grabungen in Fundber. aus Schwaben XVIII 1910 S. 23 und seinem Buche Die Altertümer des Oberamts Blaubeuren (Esslingen 1911) S. 31–35 (mit Plan). Danach sind in die vorgeschichtlichen Anlagen mittelalterliche hineingesetzt. Am Nordrand, wo der Rücken mit den anderen Anlagen ins ebene Gelände übergeht, sind zwar die Spuren eines abschliessenden Abschnittswalls erhalten, im übrigen aber die vorgeschichtlichen Anlagen sehr zerstört. Ein verwickeltes System von weiter südlich laufenden Wällen ist zu sehr verwischt, als dass sich Klarheit über ihren ursprünglichen Zusammenhang ergäbe. Nur soviel ist sicher, dass sie vorgeschichtlich sind und nach den sehr zahlreich

in den Wällen selbst gefundenen Scherben der älteren Latènezeit angehören. Der ganze Höhenzug war seiner Gestalt nach sehr geeignet für die Anlage einer grossen Volksburg, deren Ausdehnung über die Zwecke eines Refugiums hinausging, und deren dichte Besiedlung durch die zahlreichen vorgeschichtlichen Einschlüsse auch in den sicher mittelalterlichen Teilen erwiesen wird.

Auffallend arm an Ringwällen ist das badische Unterland. In seinen Fundstätten und Funde II 1911 zählt Wagner ausser den bereits von mir Hess. Archiv N. F. III 1904 S. 296 ff. zusammengestellten hierher gehörigen Anlagen des Odenwalds und der Bergstrasse deren nur 8 auf, von denen noch keiner durch Grabungen untersucht ist; unter ihnen verdient die Schanze in der nordöstlichen Ecke des Exerzierplatzes bei Karlsruhe (S. 79 Abb. 79) wegen des Vergleiches mit den ähnlichen Werken bei Lorsch (s. o. S. 27) und im Schönbuch (s. o. S. 44) besondere Beachtung.

P. Reinecke beschreibt Röm.-Germ. Korr.-Blatt 1911 S. 19 eine spät-keltische Vierecksschanze bei Kelheim (Niederbayern). Nachweisbar ist nur noch der 3 m tiefe und 7—8 m breite Spitzgraben, der bereits längst zugefüllt war, als in der Merowingerzeit Reihengräber in der Einfüllung angelegt wurden. Man kann eine Schanze von rund 80:100 m annehmen. Die Anlage gehört zu einem in Süddeutschland, besonders an der oberen Donau häufig vorkommenden Typus von Erdwerken, die wie die Schanze von Gerichtstetten in spät-keltische Zeit gehören; nach Reinecke sind sie alle befestigte Gutshöfe, wie er solche in grösserer Zahl aus der Nachbarschaft der Kelheimer Schanze kennt. Aus dem Befund der äusserlich unsichtbar gewordenen Schanze ist mit Reinecke zu schliessen, dass die bis heute erhaltenen Erdwerke dieser Art nur einen Teil der einst vorhandenen darstellen, deren Zerstörung wohl schon in der römischen Kaiserzeit begann.

In Heft XXXVII (1911) der Bau und Kunstdenkmäler Thüringens bringt A. Goetze wieder einige Ringwallbeschreibungen. Der Oechsen bei Vacha trägt auf seiner Kuppe und am südlichen Abhang Befestigungswerke. Die letzteren, weit heruntergreifend, erinnern an den westlichen Annex des Altkönigs; bei den beiden Anlagen war der Grund zu dieser Erweiterung die Wasserversorgung, d. h. das Bestreben, eine Quelle in den Wallbereich einzubeziehen. Beim Oechsen führte dies, wie der Plan zeigt, zu einer mehrmaligen Verschiebung des Walls, die jedesmal erfolgte, wenn die Quelle sich weiter bergabwärts einen neuen Ausfluss gesucht hatte. Im Osten bilden die übereinander greifenden Wallenden einen gut zu verteidigenden Toreingang. Spuren von Wohnungen sind im Innern in Gestalt von runden Steinsetzungen, als Abflachungen (Podien) am Südabhang kenntlich. Ackerterrassen ziehen sich am Nordwesthang bis hoch hinauf. Die Gelegenheitsfunde verweisen den Ringwall in die Latène-Zeit; er ist der nordwestlichste Vorposten der gleichaltrigen Rhönburgen. — Andere weniger umfangreiche, bis jetzt nicht untersuchte Befestigungen aus vorgeschichtlicher Zeit liegen auf dem Dietrichsberg bei Völkerhausen, dem Arzberg bei Olzbach und der Hessenkuppe bei Dermbach, letztgenannte Anlage sicher in der Latène-Zeit benutzt, auf dem

Umpfen bei Kaltennordheim, auf der Alten Mark bei Erbenhausen, endlich auf dem Beyer bei Weilar.

Eine sehr wichtige Ringwallanlage ist kürzlich am Reenikkogel bei Marburg a. Drau (Steiermark) näher untersucht worden. Teil an der Arbeit haben P. Schlosser und Walter Schmid. Die Wehranlage besteht aus einem Wall, der an einigen flacheren Stellen von einem Vorwall mit Graben begleitet ist. Die Höhe des Hauptwalls beträgt jetzt noch 2–3 m und mehr, die Breite der Wallkrone im Durchschnitt 2 m. Der Kern besteht aus Erde, die dem Boden unmittelbar hinter dem Wall entnommen wurde, ähnlich wie an manchen Stellen des Dünsbergs. Deutliche Spuren einer Vergrößerung zeigten sich, denn bei Beginn der Besiedlung war der Wall beträchtlich niedriger; aber er war — in welcher Höhe, wird nicht gesagt — gepflastert und mit einem Palisadenzaun versehen, dessen Pfosten senkrecht in die Wallkrone eingeschlagen und durch ein lehmeworfenes Flechtwerk miteinander verbunden waren. Nach der Zerstörung der Palisade durch Feuer wurde der Wall erhöht, abermals gepflastert und wieder mit einer geflochtenen Brustwehr versehen. Der ganze Bergriegel steigt in mehreren Terrassen auf, die mit breiten, niedrigen Umwallungen versehen waren. Die ganze untere Hälfte der Anlage ist durch einen ebensolchen Querwall mit vorliegendem Graben vom oberen Teil abgetrennt. Im Inneren wurden einzelne ebene Flächen vollends terrassiert und zur Errichtung von Wohnstellen planiert, wie sich ihrer eine grössere Anzahl noch jetzt beobachten lässt. Schlosser hat die Art der Besiedlung in den verschiedenen Teilen des Ringswalls erschlossen und hinter dem Querwall eine viereckige Steinsetzung von 2,5 : 1,5 m blossgelegt; beim Ausräumen fanden sich mehrere zerdrückte Gefässe, sog. Webstuhlgewichte, ornamentierte Tonprismen und obenauf eine stark abgenutzte keltische Silbermünze. Die Verzierungen der Prismen, schraffierte und schachbrettartig gemusterte Kreise, gefüllte Rauten und reich ausgestattete Hakenkreuze, sind mit Metallstempeln in den Ton eingedrückt. Ein Prisma zeigt die Form einer rohen Figur, deren Kopf abgebrochen ist. Schmid hat durch eine weitere Grabung den merkwürdigen Fund aufgeklärt. Die Untersuchung im Süden der Steinsetzung förderte die Überreste eines kleinen Heiligtums zutage; es ist ein nach Norden gerichteter Tempel, der aus einer Cella im Mass von 3 : 2,70 m und einer Vorhalle besteht; Gesamtlänge 5,80, Breite 3,70 m. Der Unterbau ist massiv aus grossen aufeinander geschichteten Steinblöcken, deren Fugen mit kleineren Steinen ausgefüllt sind. Gedeckt war das Heiligtum mit Dachziegeln, die in der Form den römischen Leistenziegeln vollkommen ähnlich, aber gröber im Ton und zierlicher in den Massen waren. Im Inneren lag in der Nähe der Südwand die eigentliche Opferstätte mit Asche und verbrannten Tierknochen. Gegen den Querwall war die Tempelanlage durch eine Bohlenwand abgeschlossen. Gleich beim Tempel wurde ein gut ausgeführter plastischer Pferdekopf aus Ton, eine Hallstattschüssel, endlich in einer Ecke des Heiligtums ein verziertes Tonprisma gefunden. Die erwähnte kleinere Steinsetzung wird von Schmid als Einfassung einer Opfergrube erklärt, wie sie beim

Kult der Erdgottheiten üblich war. Die Vermutung Meringers, das eine der Prismen mit einem obern Abschluss von drei kopfähnlichen Knöpfen deute auf den Kult der Matronen, mag einstweilen dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist der ganze Befund bis jetzt einzig in seiner Art. Die Zeitstellung des Ringwalls wird durch die Scherben zweifelsfrei bestimmt. Schon die Ausgrabungen bei Maria Rast und Klein-Glein haben erwiesen, dass in manchen Teilen der Weststeiermark die Hallstattkultur noch lange geherrscht hat, während in anderen Gegenden die Latène-Kultur bereits durchgedrungen war. Die letztere scheint erst zu Beginn ihrer letzten Phase am Ende des 2. vorchristlichen Jahrhunderts langsam zur Geltung gekommen zu sein, aber ohne die ältere Kultur völlig zu verdrängen. Etwa in die gleiche Zeit dürfte die Zerstörung des noch in der Hallstattzeit errichteten Ringwalls zu setzen sein. In der Neuaufschüttung des Walls kommen nämlich über den Resten der älteren Palisade zwar vorwiegend Scherben der Hallstattzeit, aber auch Bruchstücke aus der Latène-Periode zum Vorschein, wie auch verschiedene Versuchsschnitte in den Wohnstätten eine dünnere keltische Oberschicht über der mächtigeren älteren zeigten. Eine stark abgeschliffene keltische Münze aus der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Chr. sowie die Verwendung von Leistenziegeln, die zweifellos den römischen nachgebildet sind, beweisen, dass der Ringwall noch am Ausgang des 1. Jahrhunderts bewohnt gewesen ist. Das Ende der Siedlung hängt vielleicht mit der 16 v. Chr. erfolgten Unterwerfung von Noricum zusammen; dazu würde auch der Fund einer Augustusmünze stimmen, die auf der letzten Terrasse des Kernwerks im Innern des Ringwalls zum Vorschein kam.

C. Ausserer veröffentlicht nach seinem auf der Hauptversammlung des Gesamtvereins in Graz gehaltenen Vortrag eine lehrreiche Übersicht über das Ergebnis seiner Untersuchungen über die Caslire im Trientiner Land (Korr.-Bl. d. Ges.-Ver. 1912 März).

J. Heierli hat in den Jahresberichten der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte eine Anzahl von geometrischen Plänen von Wallbauten und Refugien der Schweiz veröffentlicht und im III. Jahresbericht auch einige erläutert; es ist wertvolles Material für weitere systematische Untersuchung.

In der Bibliographie lorraine (Annales de l'Est XXV 1911) bespricht A. Grenier die neuesten Forschungsergebnisse, besonders die von Beaupré in Lothringen gewonnenen, durch die z. B. die Anlage von Malzéville bei Nancy als rezent erwiesen wird. Eine andere, die Butte Ste.-Geneviève, ist dagegen sicher ein richtiges oppidum, das in der Konstruktion des Wallkerns ähnliche Massen von Kalk aufweist, wie sie oben (S. 9) bei verschiedenen württembergischen Anlagen geschildert worden sind. Auch in Lothringen sind zur Klärung der Sache noch weitere Beobachtungen erforderlich. Das nach den Funden der Latène-Zeit angehörige Oppidum enthielt auch etwa 30 Wohnstätten, rechteckige Löcher von 2,30—4,80 m Länge, 1,90—2,60 m Weite und 1—2 m Tiefe. Holzpfeiler, deren Reste in den vier Enden gefunden worden sind, trugen das Dach. Auch auf dem Camp d'Affrique ergaben sich wertvolle Einzelheiten, so eine Art von Kasematte von 3 m Weite und mehr als 14 m Länge an der

Innenseite des Walls. Ein Irrtum ist es, wenn Grenier S. 38 meint, kein einziges Fundstück sei in den deutschen Ringwällen erhoben worden, das ihre Datierung zuliesse; das gilt wohl für die Heidenlöcher, aber eine recht ansehnliche Zahl unserer Ringwälle ist doch einwandfrei zeitlich festgelegt.

Die über das Alter der Hochäcker von Frank und Reinecke ausgesprochene Ansicht (s. oben S. 39) ist nicht unwidersprochen geblieben. In der Altbayerischen Monatsschrift 1911 Heft 5/6 ergreifen Fr. Ohlenschlager und Fr. Weber gleichzeitig das Wort zur Verteidigung ihrer früheren Aufstellung. Ohlenschlager (Die Hochäckerfrage) hebt hervor, dass überall da (er beschränkt sich wie Weber auf das klassische Land der Hochäcker, auf Ober- und Niederbayern), wo jetzt noch die Reste dieser Art von Bodenbestellungen zu finden sind, diese Bauart nicht mehr üblich ist, dass es ferner nicht angehe, an eine gleichzeitige Entstehung aller Hochäcker zu denken. Ohlenschlager kommt nach eingehender Schilderung der Verhältnisse im Grünwalder Forst zu dem Ansatz: Als sicher ist anzunehmen: vorrömische Zeit, Eroberung durch die Römer, Anlage der Römerstrassen, Hochäcker über römischen Strassen, Verwaltung der Strassen und Hochäcker. Wahrscheinlich sei: hierauf Besiedlung durch die Bajuwaren (oder anderwärts durch die Alamannen) an den Stellen, wo die Reste des älteren Ackerbaues die Anlage von Feldern lohnend erscheinen liessen; Rodung des Waldes auf den Hochäckern nach Bedarf, so dass öfter am Rand der neuen Flur Reste der älteren Hochäcker stehenblieben. Viele dieser bajuwarischen Neugründungen der Gegend werden bereits Ende des 8. Jahrhunderts erwähnt. Wenn die Römerstrassen von Hochbeeten überackert sind, so braucht das nicht durch Germanen geschehen zu sein, denn auch in nachrömischer Zeit sassen beträchtliche Reste der vorrömischen Bewohner und der romanisierten Kelten im Land, wie Fluss- und Personennamen beweisen. Nach eingehender Prüfung der in Betracht kommenden geschichtlichen Verhältnisse präzisiert Ohlenschlager seinen Standpunkt dahin, dass der Bau der Hochäcker „während der Römerzeit üblich war, die Blütezeit der römischen Herrschaft überdauerte und vielleicht noch neben der nachrömischen (germanischen) Ackerbestellung eine Zeitlang fortbestanden hat“. — Weber (Können die südbayerischen Hochäcker von Alamannen oder Bajuwaren herühren?) sucht den Nachweis zu führen, dass diese Art des Landbaues nicht germanisch sein könne; sie fehle vollständig in den Stammsitzen der beiden in Betracht kommenden Völker, zudem lägen die Hochäckerfluren oft weit von den heutigen Feldmarken im Wald. Eingehende Betrachtung der Kulturverhältnisse im Donauebiet in der allerletzten Zeit der Römerherrschaft befestigen bei Weber die Überzeugung, dass, wie er im einzelnen ausführt, die Zustände im letzten Jahrhundert der Römerzeit tatsächlich durchaus unsicher geworden seien. Nach Weber bleibt in Übereinstimmung mit Ohlenschlagers Ausführungen ein weit längerer Zeitraum für die Entstehung der Hochäcker als Frank und Reinecke annehmen, für die Überackerung der Römerstrassen ein Spielraum von wenigstens 500 Jahren.

Demgegenüber verfiht Frank in dem umfanglichen 87. Sonderheft der

Deutschen Gaue (Kaufbeuren 1912) von neuem mit sehr reichem Material seine These von der mittelalterlichen Entstehung der Hochbeete. In den einleitenden Abschnitten über die technische Anlage der Hochäcker stützt er sich hauptsächlich auf die Mitteilungen praktischer Landwirte und gelangt zu dem Schluss, dass sie nicht auf eine Stammeseigentümlichkeit, sondern lediglich auf die Beschaffenheit des Ackerbodens zurückzuführen seien. Wo man mit der Zeit gelernt habe, rationell zu düngen und zu pflügen, seien die Hochbeete verschwunden, und wenn in Mittelfranken und in der Oberpfalz noch heute der alte Betrieb üblich sei, hänge es eben mit den geologischen Verhältnissen des Untergrundes zusammen. Als Beweis für rezenten Ursprung wird für verschiedene Punkte das Zusammenfallen von Hochäckergrenzen mit modernen Plannummergrenzen hervorgehoben (S. 34), so dass hier die Grundstücke der Hochackerflur noch jetzt katastermässige Grundstücke darstellen. Unter Beigabe einer Abbildung verfiht Frank (S. 74 ff.) seine früher schon ausgesprochene Meinung, dass es sich nicht um Latifundien, sondern nur um parzellierten Einzelbesitz handeln könne. Ebenso wird eine grosse Zahl von Grenzen namhaft gemacht, die vor der Anlage der Hochäcker schon bestanden haben müssen. Frank ist im Gegensatz zu Ohlenschlager der Ansicht, dass der Grünwalder Forst als solcher seinen Ursprung erst dem 19. Jahrh. verdankt (S. 50 ff.). Für das Verhalten der Hochäcker zu Römerstrassen sucht Frank (S. 65 ff.) den Nachweis zu führen, dass die von den Römern angelegten und später überpflügten Strassen zum Teil wenigstens bis ins 13. Jahrh. weiter benutzt wurden, zum Beispiel von den Kaisern auf ihren Zügen nach dem Süden; dagegen überschneide keine einzige dieser Strassen Hochäckergebiete. Seine Theorie von der mittelalterlichen Entstehung der Hochäcker erläutert Frank (S. 84) an dem Plan der Gemarkung von Hohenbrunn, deren jetzige annähernd kreisförmige Feldflur von einem fast lückenlosen Kranze jetzt im Wald gelegener Hochäcker umgeben ist. Während Ohlenschlager annimmt, die deutschen Ansiedlungen seien mitten in solche Hochäckerfluren hineingesetzt, hätten aber weniger Feld bedurft und deshalb die Peripherie verwalden lassen, schreibt Frank den vorhandenen Wechsel in der Bebauungsart demselben Volk zu. Beide Ansichten lassen sich schliesslich rechtfertigen. Von Wichtigkeit wird es sein, dass das Verhältnis der Hochäcker zu sicher mittelalterlichen Anlagen noch genauer untersucht wird, als es nach S. 103 bisher geschehen konnte. Neben dem breiten südbayerischen Hochäckergürtel erstreckt sich ein gleicher in Nordbayern von der Oberpfalz durch das Ries bis tief nach Württemberg hinein; der Hochäckerbau ist dort bereits ausgestorben, hier grösstenteils im Erlöschen begriffen, besonders weil diese Art der Oberflächenbehandlung für die Anwendung der modernen Feldbaumaschinen ungeeignet ist. Aus sechs nordbayerischen Bezirksämtern zählt Frank nach vorläufiger Zusammenstellung noch 51 Orte auf, in deren Markung noch heute Hochäckerbau betrieben wird. Den Schluss der reiches urkundliches Material enthaltenden Abhandlung bildet ein Verzeichnis der innerhalb und ausserhalb Deutschlands vorhandenen Hochäckergebiete.